



KRIMI
MACHT SCHULE

11 Kurzkrimis
von Schülerinnen der HLW des Schulvereins der
Grazer Schulschwestern

Herausgeber: Lesezentrum Steiermark

Krimi macht Schule

11 Kurzkrimis von Schülerinnen

Private Höhere Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe – 2. Jahrgang 2010/11

Schulverein der Grazer Schulschwestern/ Eggenberg

Herausgeber/Druck: Lesezentrum Steiermark

Projektleitung: Mag. Verena Gangl – Leseoffensive/Lesezentrum Steiermark, 2011

Verantwortliche Lehrerin: Mag. Ilse Pataki

Nach einem Workshop von Beate Maxian und Claudia Rossbacher im Juni 2011

Lektorat: Claudia Rossbacher

Personen und Handlungen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit toten oder lebenden
Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Inhalt

Vorwort – Mag. Verena Gangl	7
Anja Lackner – Die Rache des Vaters	9
Magdalena Krainz – Diese Schuhe	21
Juliana Reinisch – Tod am See	27
Daniela Grünwald – Lang ist die Nacht	61
Jasmin Kager – Klaras letzte, verhängnisvolle Heimfahrt	65
Nina Plasch-Lies – Die Reue	69
Viktoria Pirstinger – Letzter Ausweg	77
Kerstin Wieser – Schuldgefühle	81
Marlies Stubenrauch – Geschwisterliebe	91
Priscilla Tautscher – Emilia vermisst	97
Jacki Wolf – L’amour est la poésie des sens	101

Mag. Verena Gangl

Vorwort

„Krimi macht Schule!“ – unter diesem Titel startete im Rahmen der Leseoffensive Steiermark, ein Projekt des Lesezentrums und des Bildungsressorts der Steiermärkischen Landesregierung, im Sommersemester 2011 ein Pilotversuch: ein Semester lang schreiben steirische Kriminalschriftstellerinnen und -schriftsteller mit Schülerinnen und Schülern zwischen 13 und 15 im Zwei-Wochen-Rhythmus an einem Krimi oder einer Krimisammlung mit dem Ziel, (schrift)sprachliche Kompetenzen und die Partizipation der Jugendlichen zu fördern und vielleicht bisher unerkannte eigene Stärken zu entdecken. An der Polytechnischen Schule Graz stand unter der Anleitung von Krimi-Autorin Isabella Trummer am Ende der Krimi „Offene Geheimnisse“, der Ende Juni 2011 der Öffentlichkeit präsentiert wurde.

An der HLW des Schulvereins der Grazer Schulschwestern Eggenberg nahm die 2. Klasse von Mag.^a Ilse Pataki begeistert an einem Workshop der Krimi-Autorinnen **Beate Maxian** und **Claudia Rossbacher** teil – das Ergebnis dieses „Intensiv-Krimi-Tages“ kann sich sehen lassen und liegt nun in gedruckter Version vor.

Der Dank gilt den engagierten Autorinnen, die es verstanden, die Jugendlichen für das Genre Krimi zu begeistern und sie zu ermutigen, kreativ zu werden und ihre Kriminalgeschichte zu Papier zu bringen, vor allem aber den Schülerinnen und Schülern und Mag.^a Pataki, die so freudig am Projekt mitgewirkt haben!



Anja Lackner

Die Rache des Vaters

Prolog

Er sah sich ihr Bild an. Die Erinnerungen kamen zurück, wie jedes Mal. Seine Augen füllten sich mit Tränen, als er an die vergangene Zeit dachte. An jene Zeit, als seine Tochter mit ihm auf der Wiese gespielt hatte. Als der Wind noch durch ihre Haare wehte und ihre blauen Augen vor Freude leuchteten, wenn sie sich begegneten. Jetzt wird er ihr lachendes Gesicht nie wieder sehen. Sie wird nie wieder mit ihm über eine Wiese laufen. Er würde sie nie wieder lachen sehen. Seine geliebte Elena wurde vergewaltigt und ermordet.

Er fragte sich oft: Wieso sie? Elena war doch erst fünf Jahre alt gewesen, sie hatte noch ihr ganzes Leben vor sich. Er hatte schon seine Frau verloren und jetzt auch noch seine Tochter. Andy weinte bitterlich, er konnte fast nicht mehr aufhören. Als er sich wieder beruhigt hatte, dachte er nach. Er dachte daran, dass Kommissarin Lembacher zu unfähig war diesen Fall zu lösen. Nach zwei Wochen hatte sie noch immer keine Spur. Sie sagte zwar immer, dass sie sich bei ihm melden würde, aber das tat sie nicht.

Plötzlich wusste Andy, was er tun musste. Er beschloss den Mörder seiner Tochter zu finden, und wenn er ihn gefunden hatte, dann würde er Rache nehmen.

Kapitel 1

Er wusste noch genau, wie er sie in sein Haus gelockt hatte. Das kleine, unschuldige Mädchen. Sie hatte ganz allein auf einer Bank gesessen und war ihm sofort ins Auge gestochen. Ihre blonden Locken, die blauen Augen und ihr bezauberndes Lächeln, alles an ihr hatte ihn fasziniert. Er hatte nicht lange gezögert und war zu ihr gegangen. Ihr Vater hatte sie allein gelassen, wahrscheinlich wollte er ihr ein Eis kaufen. David ging auf sie zu und lächelte sie an. „Hallo, wieso sitzt du denn hier so ganz allein?“, fragte er das Mädchen.

„Mein Papa holt mir gerade ein Eis, möchtest du auch eines?“, fragte sie ihn und strahlte ihn an. Wie ein Engel, dachte David. Er wollte sie haben, und was er wollte bekam er auch. „Zu Hause habe ich sogar etwas Besseres als Eis. Willst du es sehen?“

„Aber mein Papa hat gesagt, dass ich hier auf ihn warten soll.“, antwortete sie.

„Wie heißt du denn?“

„Elena, und du?“

„David. Es dauert nicht lange, wir sind gleich wieder da. Dein Vater wird sicher nichts merken.“, versuchte er Elena zu überreden.

Sie sah in an, ihrem Gesichtsausdruck zufolge dachte sie über seinen Vorschlag nach. „Aber wenn er merkt, dass ich nicht auf ihn gewartet habe, wird er böse.“

David hielt seine Hand hoch. „Ich verspreche dir hoch und heilig, dass dein lieber Papa nichts merken wird.“

Elena hielt ihm ihren kleinen Finger vor die Brust. „Indianerehrenwort?“

David hakte seinen kleinen Finger in ihren und grinste frech. „Indianerehrenwort!“

Sie folgte ihm zu seinem Auto, doch plötzlich wollte sie nicht mehr einsteigen.

David versuchte sie zu überreden, aber Elena blieb stur. „Ich will wieder zurück“, sagte sie und verschränkte ihre Arme vor der Brust.

„Tut mir leid, aber ich kann dich nicht gehen lassen.“ Er packte sie und versuchte sie ins Auto zu zerren. Elena schrie, kratzte und trat wie wild um sich. Fast wäre sie ihm auch entwischt, aber er konnte sie gerade noch fassen und schaffte es schließlich, sie in sein Auto zu werfen. David war froh, dass er sein Auto, weiter entfernt vom Park abgestellt hatte. Wenn jemand Elenas Schreie gehört hätte, wäre das nicht gut für ihn gewesen.

„Ich will wieder zu meinem Papa“, schluchzte sie. „Hör auf zu weinen, von jetzt an tust du, was ich dir sage. Soll ich dir ein Geheimnis verraten?“ Sie schüttelte ihr verweintes Gesicht. „Ich sage es dir trotzdem. Du hörst jetzt mir.“ Noch mehr Tränen kullerten über ihre Wangen. Er fuhr zu seinem Häuschen, das nahe am Wald lag. Dort angekommen nahm er Elena unsanft an der Hand und zog sie mit sich ins Haus. Ihre Augen waren vor Schreck geweitet, sie war ganz still.

„Rede doch mit mir“, sagte er zu ihr.

Elena blieb stumm.

„Ich sagte, du sollst mit mir reden!“, forderte er das Mädchen noch einmal auf. Sie sagte noch immer nichts. Als sie im Haus waren, warf David Elena in eine Ecke und schrie: „Du sollst mit mir reden!“ Elena schlug mit dem Kopf hart auf der Wand auf.

„Hör auf zu weinen und rede mit mir!“, schrie er wieder.

„Mein Kopf tut weh“, wimmerte sie.

„Dein Kopf tut weh? Lass mich überlegen, was können wir denn dagegen tun?“, sagte er mit sanfter Stimme. David ging langsam auf Elena zu. Sie kniff die Augen zusammen, weil sie glaubte, dass er sie wieder schlagen wollte. Aber er hob sie auf und wiegte sie in seinen Armen. Er ging mit ihr in einen Raum und legte sie auf sein Bett. Dann flüsterte er ihr ins Ohr: „Zieh dich aus. Dann wird dein Kopfweh besser.“

„Wirklich?“

„Sicher.“

Sie tat es.

Er sah sie von Kopf bis Fuß an und begann sich danach selbst auszuziehen. David fing an sie zu berühren, aber Elena wehrte sich. Sie wollte das nicht, doch er war der Stärkere. David machte mit ihr, was er wollte, und sie konnte nichts dagegen tun.

Danach hatte David genug von ihr. Ihr ständiges Heulen ging ihm auf die Nerven. Er musste sie loswerden, freilassen konnte er sie jedoch nicht mehr. Sie hatte sein Gesicht gesehen. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als sie zu töten. Er zog sich Handschuhe an und ging in die Küche. Dort holte er sich ein Messer und ging in das Zimmer, in dem er Elena vergewaltigt hatte. Sie saß zusammengekauert in einer Ecke und weinte. Er trat auf sie zu, die Hand, in der er das Messer hielt, hatte er hinter seinem Rücken versteckt. „Lass mich in Ruhe!“, schrie sie ihn an. „Aber, aber, wer wird denn gleich laut werden?“, fragte er in sanftem Ton.

Elena sah ihn böse an.

„Ich habe eine Überraschung für dich. Aber dazu musst du aufstehen.“

„Ich will aber nicht!“

Es reichte ihm. Er zog sie hoch und stach mehrmals zu. Elenas Körper wurde schlaff, doch David stach immer weiter auf sie ein.

Nachdem er sich wieder beruhigt hatte und die Leiche des kleinen Mädchens vor sich liegen sah, überkam ihn eine tiefe Befriedigung. Endlich war er die nervige Göre los. Aber wohin mit ihrer Leiche? In der Nähe von seinem Haus war ein Fluss mit starker Strömung. Dort warf er sie hinein. Danach kehrte er zu seinem Haus zurück und putzte, es durfte nichts darauf hinweisen, dass Elena hier gewesen war.

Zwei Tage waren vergangen und David bereute, dass er die Kleine schon so früh umgebracht hatte. Er hätte noch so viel mit ihr anstellen können. Die Leiche wurde bald entdeckt, zu früh für Davids Geschmack. Elenas Körper wurde an ein Ufer geschwemmt, wo sie zwei Wanderer fanden. Es wurde noch am selben Tag in den Nachrichten gebracht. Der Ort an dem sie gefunden wurde, war zwar weiter von Davids Haus entfernt, aber nicht weit genug, um die Kriminalpolizisten in die Irre zu führen. Sie ließen sich auch nicht lange Zeit und statteten David einen Besuch ab. Die Kommissarin, deren Namen er schon wieder vergessen hatte, gefiel ihm. Sie war auch blond und hatte blaue Augen. Doch sie war nichts im Vergleich zu Elena. Schon wieder hatte er an sie denken müssen, er musste sich zusammenreißen. Die Kommissarin fragte ihn nicht viel, aber sie sagte, dass sie wiederkommen wollte.

Kapitel 2

Andy wusste nicht, wo er anfangen sollte, nach dem Mörder seiner Tochter zu suchen. Er beschloss zu der Kommissarin zu gehen, die diesen Fall übernommen hatte.

Im Kommissariat angekommen, wurde er von einer netten Beamtin gebeten zu warten. Andy setzte sich auf einen der drei Stühle, die vor dem Büro der Kommissarin standen. Er musste eine halbe Stunde warten, bis Simone Lembacher erschien. Sie war zuvor noch bei der Obduktion seiner Tochter gewesen. Man hatte schon vermutet, dass das Kind vergewaltigt worden war, und dieser Verdacht hatte sich nun auch bestätigt. „Was kann ich für Sie tun?“, fragte sie Andy.

„Ich wollte Sie fragen, ob Sie schon etwas Neues wissen.“

Frau Lembacher seufzte und bat ihn in ihr Büro. „Setzen Sie sich doch, bitte. Möchten Sie einen Kaffee oder etwas anderes zu trinken?“, fragte sie.

„Nein danke, ich möchte einfach nur wissen, ob Sie schon etwas über das Schwein, das meine Tochter getötet hat, herausgefunden haben.“ Andy war ungeduldig. Zuerst ließ man ihn eine halbe Stunde warten, und jetzt bekam er keine Antworten auf seine Fragen. Die Kommissarin setzte sich und wurde noch ernster. „Nicht nur der Verdacht, dass ihre Tochter vergewaltigt wurde, hat sich eben bestätigt. Wir konnten auch herausfinden, dass die Messerstiche von einem Küchenmesser stammen, und dass Ihre Tochter sich den Kopf massiv gestoßen hat.“

„Hat er sie etwa auch geschlagen?“ Andy unterdrückte einen Wutanfall. Er verstand nicht, wie man einem Kind so etwas antun konnte – seinem Kind.

Kommissarin Lembacher bemerkte, dass Andy sehr angespannt war. „Das glauben wir nicht, es wurden keine weiteren blauen Flecken oder Quetschungen gefunden. Vielleicht ist sie hingefallen oder sie hat sich bei der Entführung den Kopf angeschlagen.“ Sie merkte, dass Andy sich ein wenig entspannte. Er sah schweigend auf den Boden. „Alles in Ordnung mit Ihnen?“, fragte sie besorgt.

„Haben Sie schon einen Verdacht, wer der Mörder meiner Tochter ist?“ Simone war durfte Andy nichts von David Trummer erzählen. Auch wenn sie es gern gewollt hätte. Andy hatte seine Tochter über alles geliebt, und ihr Mörder lief noch immer frei herum. Sie fürchtete, dass Andy, wenn sie nicht bald den Täter überführte, mit eigenen Ermittlungen beginnen würde. „Nein, wir haben noch keine Spur“, log sie.

Andy seufzte und ballte die Fäuste. „Wie lange brauchen Sie denn noch? Ich will den Mörder meiner Tochter vor Gericht sehen und zwar noch in diesem Jahrzehnt!“, schrie er.

„Beruhigen Sie sich bitte wieder. Ich kann Ihnen versichern, dass mein Team und ich den Mörder so schnell wie möglich finden werden.“ Andy schüttelte den Kopf und ging ohne ein weiteres Wort aus dem Büro. Simone hoffte inständig, dass er nichts Unüberlegtes tun würde. Sie wollte diesem Herrn Trummer noch einen Besuch abstatten. Sie hatte etwas in seinen Augen aufblitzen sehen, dass ihr nicht gefiel.

Kapitel 3

David dachte gerade wieder daran, wie er Elena getötet hatte. Sie war einfach perfekt gewesen. Er hätte sie doch nicht so schnell töten sollen. Noch immer sah er sie in seinem Bett liegen. Als sie sich ausgezogen hatte, weil sie geglaubt hatte, dass so ihre Kopfschmerzen wieder verschwinden würden. Wie naiv sie doch gewesen war. Ihr kleiner Körper hatte ihn fasziniert. Er wollte sie noch immer. Schade, dass er sie so früh hatte töten müssen.

David hörte ein Auto vor seinem Haus stehen bleiben. Er stand auf und ging zum Fenster. Ah, die schöne Kommissarin, dachte er. Fünf Sekunden später klopfte es an der Tür.

Simone war überrascht, dass David ihr so schnell die Tür öffnete. „Ich hoffe, ich störe Sie nicht. Ich hätte da noch ein paar Fragen an Sie.“

„Ich habe Ihnen doch schon bei Ihrem letzten Besuch gesagt, dass Sie mich alles fragen können, was Sie wollen.“ David lächelte Simone provokant an, was ihr unangenehm war. Er hatte einfach etwas an sich, das sie nicht mochte.

„Wie lange wohnen Sie schon hier?“

„Seit fünf Jahren. Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?“

„Nein danke, ich möchte nichts. Wo sagten Sie, waren Sie zur Tatzeit?“

„Ich war hier, allein.“

Simone sah sich sein Wohnzimmer ganz genau an, während sie ihn befragte. Sie hatte ein fotografisches Gedächtnis, somit fielen ihr kleinste Veränderungen auf. Allem Anschein nach, hatte David in diesem Raum nichts verändert. „Dürfte ich mich in Ihrer Küche umsehen?“

„Ich weiß zwar nicht, was Ihnen das nützt, aber bitte sehr.“ Er zeigte ihr den Weg in die Küche. Sie folgte ihm, sah sich aber immer noch wachsam um. In der Küche zog sie eine Schublade nach der anderen heraus. Simone suchte nach einem Messer, das als Tatwaffe in Frage kam, doch sie fand keines. Eine Lade war noch übrig Sie hoffte inständig, dass sich dort das Messer befinden würde und zog die Lade auf. Es waren zwar Messer darin, aber keines, das der Tatwaffe entsprach.

„Suchen Sie etwas Bestimmtes?“, fragte David und lächelte wieder.

„Ich sehe mich nur um.“

„Also versuchen Sie nicht, etwas Bestimmtes zu finden?“ Er wusste natürlich genau, wonach sie suchte. Nach einem ganz bestimmten Messer, sie suchte nach der Mordwaffe. Für wie blöd hielt sie ihn? Als ob er es wieder zurücklegen würde.

„Nein, ich sehe mich nur um.“

Die Mordwaffe wäre der Beweis gewesen, dass David der Mörder war. Doch sie befand sich nicht mehr im Haus. Wo könnte er sie versteckt haben? Oder hatte er sie vielleicht schon entsorgt? War er überhaupt der Täter, überlegte sie.

„Haben Sie noch Fragen? Wenn nicht, dann würde ich Sie bitten, jetzt zu gehen, ich habe noch etwas zu erledigen“, sagte David.

„Nein. Aber es könnte sein, dass ich wiederkommen muss.“ Simone verabschiedete sich und ging zu ihrem Auto, doch sie hatte nicht vor, jetzt schon ins Kommissariat zurückzukehren. Sie fuhr ein Stück weit vom Haus weg und parkte auf einem Waldweg. Man konnte ihr Auto nur erkennen, wenn man genau hinsah. Dann kehrte sie zurück

zum Haus. Einerseits wollte sie sehen, was David noch zu erledigen hatte, andererseits hoffte sie, dass er wegfuhr. Nur so konnte sie ungestört nach Beweisen suchen. Die Kommissarin hatte Glück. David stieg in sein Auto. Sobald sie ihn nicht mehr sehen konnte, kam sie aus ihrem Versteck und ging rund um das Haus. Vielleicht würde sie ja irgendetwas finden, dachte sie. Als sie ihre Runde beendet hatte, fiel ihr der Mülleimer auf. Simone zog sich Gummihandschuhe an, die sie immer dabei hatte, und hob den Deckel hoch. Zuerst sah sie nichts Auffälliges, doch dann erblickte sie etwas, das in einem Sackerl und in Zeitungspapier eingewickelt war. Sie holte es heraus und begann es auszuwickeln. Simone grinste, als sie das Messer sah. Von der Größe her entsprach es der Tatwaffe, und an der Spitze der Klinge klebte ein bisschen Blut. Wenn sie Ihrem Instinkt trauen konnte, hatte sie nicht nur die Tatwaffe, sondern auch den Mörder gefunden.

Kapitel 4

Andy war wütend. Er war wütend auf Kommissarin Lembacher, weil sie noch immer nichts über den Mörder seiner Tochter herausgefunden hatte. Er ging die Straße entlang und trat eine Cola-Dose vor sich her. Am liebsten würde er selbst etwas tun, doch er wusste nicht, was. Wieder zu Hause stellte er sich unter die Dusche. Er war allein. Allein in diesem großen Haus. Andy dachte wieder an seine Tochter und an seine Frau. Beide waren ihm genommen worden. Karin bei einem Verkehrsunfall und seine Tochter, sein Ein und Alles, war eiskalt ermordet worden. Als er mit dem Duschen fertig war, ging er ins Wohnzimmer und sah sich ein Bild von seiner Tochter an. Elena war ein besonderes Mädchen gewesen. Er erinnerte sich an ihr Lachen, es war das eines Engels gewesen. Engel, ja so hatte er sie auch genannt. Ihm traten wieder Tränen in die Augen, er musste etwas unternehmen. Wenn die Kommissarin schon nichts tat, musste er es eben tun. Er konnte nicht auf der faulen Haut herumliegen, er musste den Mörder seiner Tochter finden. Sein Vater hatte ihm einmal geraten, sich eine Waffe zuzulegen. Andys Frau war strikt dagegen gewesen, aber wenn einmal ein Einbrecher gekommen wäre, dann hätte sich Andy sicherer gefühlt. Also hatte er damals, ohne das Wissen seiner Frau, eine Waffe gekauft. Er hatte sie in seinem Nachtkästchen versteckt, doch Karin hatte sie gefunden. Das war ihr erster Streit gewesen, daran konnte sich Andy

noch ganz genau erinnern. Schlussendlich hatte Karin akzeptiert, dass sich nun eine Waffe im Haus befand.

Wer hätte jemals daran gedacht, dass er seine Waffe auch brauchen würde? Andy ging zu seinem Nachtkästchen, öffnete die Schublade und betrachtete die Pistole. Er nahm sie in die Hand und strich mit dem Finger über den Lauf. Mit dieser Waffe wollte er sich rächen. Mit ihr würde er Elenas Mörder töten. Es kümmerte ihn nicht, welche Folgen diese Tat für ihn haben würde. Andy wollte nur eines: sich rächen, koste es, was es wolle. Er beschloss ins Bett zu gehen und noch einmal gründlich über sein Vorhaben nachzudenken.

Am nächsten Morgen stattete er Frau Lembacher noch einen Besuch ab. Diesmal ließ man ihn nicht so lange warten. „Guten Morgen, Herr Renner. Was führt Sie zu mir?“, begrüßte ihn Frau Lembacher.

„Ich wollte nur wissen, ob es schon etwas Neues gibt.“

Simone überlegte wieder, ob sie ihn von ihrem Verdächtigen erzählen sollte. Doch sie hatte noch keinen Beweis, der David überführen könnte. Gestern hatte sie zwar die mögliche Mordwaffe gefunden, aber ihr Kollege bei der Spurensicherung war leider noch nicht dazu gekommen, das Messer zu untersuchen. „Es gibt einen Verdächtigen, aber wir haben noch keine Beweise.“

„Dürfte ich erfahren, wie dieser Verdächtige heißt?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen.“

„Warum nicht?“

„Weil ...“ Plötzlich läutete Simones Handy. „Entschuldigen Sie mich bitte kurz, dieser Anruf ist wichtig.“ Sie stand auf und verließ das Büro. Andy bemerkte die Akte auf dem Schreibtisch. Er drehte sich zur Tür, um zu überprüfen, ob jemand kam. Als er sicher war, dass er unbemerkt einen kurzen Blick in die Akte werfen konnte, tat er es. Die Akte war die seiner Tochter. Andy blätterte sie rasch durch und fand, wonach er suchte. David Trummer hieß der Verdächtige, den Kommissarin Lembacher erwähnt hatte. Andy grinste, denn seine Adresse war ebenfalls angeführt. Er würde ihm gleich einen Besuch abstatten. Seine Waffe lag im Auto. Nur für alle Fälle, hatte er sich eingeredet. Er ging aus dem Büro und verabschiedete sich von der Beamtin im Vorzimmer.

Kapitel 5

Andy fuhr nicht besonders lang zu dem Haus. Er war nur eine halbe Stunde unterwegs gewesen. Zuvor hatte er noch die Stelle besucht, an der seine Tochter gefunden worden war. Er hatte noch einmal über sein Vorhaben nachgedacht. Kommissarin Lembacher hatte noch keine Beweise, also was sollte er tun? Andy hatte sich dazu entschlossen, David Trummer einen Besuch abzustatten und sich selbst ein Urteil zu bilden. Das Haus war nicht weit von dem Ufer entfernt, an dem man Elena gefunden hatte. Andy stieg aus dem Wagen und klopfte an die Tür. Sie wurde von einem Mann mit blonden Haaren und grünen Augen geöffnet. „Wer sind Sie?“, fragte er.

Andy starrte ihn an. Konnte dieser Mann der Mörder seiner Tochter sein? „Sind Sie Herr Trummer?“

„Ja, der bin ich. Was wollen Sie von mir?“

„Haben Sie Elena getötet?“

Bei Elenas Namen veränderten sich Davids Augen. Andy wusste, dass er den Mörder gefunden hatte.

Als David ihren Namen hörte, durchzuckte es seinen ganzen Körper. Elenas Vater stand in der Tür und wusste, dass er sie getötet hatte. Beim Anblick der Waffe musste David grinsen, es hatte sowieso keinen Sinn mehr, die Tat zu leugnen. Er trat ein paar Schritte zurück, und Elenas Vater folgte ihm. „Ja, ich war es. Ich habe Ihre Tochter getötet, und es hat sich so gut angefühlt.“

Andy traten die Tränen in die Augen. „Haben Sie es bereut? Haben Sie es wenigstens bereut, meine Tochter getötet zu haben?“, schrie er David an.

„Natürlich, wenn ich sie noch länger am Leben gelassen hätte, hätte ich noch viel mehr mit ihr anstellen können.“

„Sie dreckiges Schwein!“, schimpfte Andy, doch David kümmerte das wenig. Dass man ihn anschrie, war für ihn nichts Neues, das hatte sein Vater früher ständig gemacht. Plötzlich knallte ein Schuss durch den Raum. Davids Arm blutete, es war nur ein Streifschuss, aber das Verhalten des Mannes zeigte ihm, dass er es ernst meinte.

„Wenn Sie mich töten, sind Sie nicht besser als ich, oder?“

„Das mag schon sein. Aber ich tue es für meine Tochter!“ Wieder fiel ein Schuss.

Simone konnte ihre Freude nicht verbergen, sie hatte nun endlich den Beweis, der David Trummer überführen würde. Auf dem Messer, das sie gefunden hatte, waren Blutspuren von Elena gewesen. Als sie wieder in ihr Büro kam, strahlte sie übers ganze Gesicht. Aber wo war Herr Renner? Sie ging noch einmal aus dem Büro und fragte ihre Kollegin, ob sie wisse, wohin er gegangen sei. „Herr Renner ist schon vor einer halben Stunde gegangen.“

„Hat er gesagt, warum?“

„Nein, wieso?“

„Nur so.“ Merkwürdig, dachte Simone und kehrte wieder in ihr Büro zurück. Erst jetzt bemerkte sie, dass die Akte mit Elenas Fall geöffnet auf ihrem Schreibtisch lag. „Er wird doch nicht wohl ...“, sagte sie entsetzt und griff zu ihrem Handy. Sie rief Herrn Renner dreimal an, doch er meldete sich nicht. Ohne zu zögern nahm sie ihre Autoschlüssel und ihre Dienstwaffe und rannte zum Auto. Auf der Fahrt versuchte sie ein weiteres Mal Andy zu erreichen, ihr Versuch scheiterte wieder. Da kam ihr die Idee, bei David anzurufen um ihn zu warnen, doch auch dieser ging nicht an sein Telefon. „Ich bin ja so bescheuert! Wieso musste ich auch diese verdammte Akte auf dem Schreibtisch liegen lassen?“, schimpfte sie mit sich selbst. Sie hoffte, dass sie mit ihrer Befürchtung unrecht hatte und stieg aufs Gas.

Als sie aus dem Auto ausstieg, hörte sie drei Schüsse.

Andys zweiter Schuss ging ebenfalls daneben. „Wollen Sie mich wirklich töten? Davon wird Ihre Tochter auch nicht mehr lebendig.“ David bekam es nun mit der Angst zu tun.

„Ich weiß, dass es sie nicht zurück bringen wird, und daran sind ganz allein Sie schuld. Elena war alles, was ich noch hatte, nachdem ich meine Frau verloren habe. Sie haben mir auch noch meine Tochter genommen. Jetzt werden Sie für das, was Sie getan haben, büßen!“, schrie Andy. Seine Waffe zielte auf David, als er ein Auto bremsen hörte. Bevor Andy aufgehalten werden konnte, drückte er ab. Aus Angst, er könne David wieder verfehlen, gleich mehrmals. Diesmal traf er. Davids Körper sackte mit drei blutenden Einschusslöchern in der Brust zu Boden.

Die Tür wurde aufgetreten. „Polizei! Sofort die Waffe fallen lassen!“

Andy gehorchte der Kommissarin aufs Wort. „Ich habe ihn getötet“, flüsterte er.

„Ich sehe es. Wieso haben Sie nicht gewartet?“

Andy sah ihr direkt in die Augen. „Ich habe die Akte gesehen und so herausgefunden, wen Sie verdächtigen. Eigentlich wollte ich nur wissen, wie der Mann auf meinen Besuch reagiert, aber als ich das Blitzen in seinen Augen sah, wusste ich, dass er der Mörder meiner Tochter ist. Ich konnte nicht mehr warten, Sie hatten keine Beweise, und ich hatte Angst, dass er davonkommen würde.“

„Können Sie sich noch an den Anruf erinnern, den ich bekommen habe, als Sie bei mir waren? Das wäre der Beweis gewesen! Es war ein Messer, auf dem sich Elenas Blutspuren befunden haben. Ich habe es in dem Mülleimer, der draußen steht, gefunden. Wenn Sie also ein wenig mehr Geduld gehabt hätten, wäre dieser Fall ohne weiteres Blutvergießen gelöst worden.“

Andy starrte sie ausdruckslos an. Er hatte einen Mann getötet, aber er hatte keine Schuldgefühle. „Ich bereue es nicht, ich würde es sogar wieder tun“, sagte er und blickte auf die Leiche.

Simone seufzte. „Ich muss Sie jetzt festnehmen. Alles, was Sie sagen kann und wird vor Gericht gegen Sie verwendet werden.“

„Ich werde die Strafe auf mich nehmen.“ Andy ließ sich widerstandslos abführen. Er hatte nichts mehr zu verlieren.

Zwei Wochen nach dem Urteil beging Andy Renner Selbstmord. Er wollte endlich wieder bei seiner geliebten Frau und seiner Tochter sein.

Magdalena Krainz

Diese Schuhe

Prolog

Der Schultag war heute wieder umsonst, denke ich und steige in die verspätete Straßenbahn ein. Mit mir ein junger Mann – Markus. Er hat mich bei der Haltestelle angesprochen. Wir sind ins Gespräch gekommen. Bei der nächsten Haltestelle steigt er aus. Ich finde ihn sehr nett. Ja, er gefällt mir.

Zuhause finde ich einen Zettel mit seiner Nummer in meiner Tasche. Er muss sie unbemerkt hineingesteckt haben. Ich denke nicht lang nach und rufe ihn an. Wir reden eine Weile und machen uns für morgen ein Date aus. Heute schlafe ich glücklich ein.

Freitag, zwei Wochen später

Verdammt, ich hätte den Schirm doch mitnehmen sollen. Warum muss es heute auch regnen? Immer habe ich diesen Scheiß-Schirm mit, nur heute nicht. Und ausgerechnet jetzt regnet es. War ja klar, dieser Tag ist heute sowieso zum Vergessen. Hätte ich gewusst, dass ich einen Mord beobachten würde, wäre ich zu Hause geblieben.

Der Mann im schwarzen Sweatshirt sticht auf eine junge Frau ein. Ich will wegrennen. Weit weg, doch es geht nicht. Ich bleibe stehen. Wegen dieser Schuhe. Diese Schuhe gehören Markus. Ich weiß es. Denn diese Schuhe sind selten. Er hat sie von einem Freund bekommen, der sie entworfen hat. Davon gibt es nur eine limitierte Auflage.

Ich kann nicht weglaufen, aber auch nicht stehen bleiben. Erst nach ein paar Minuten renne ich los. Jemand läuft mir nach. Als ich in meine Gasse einbiege, bemerke ich, dass er aufgegeben hat. Trotzdem renne ich bis zu meinem Haus.

Ich kann nicht mehr. Ich setze mich aufs Sofa und weine. Irgendwann klopft es an meiner Zimmertür. Meine Mutter ruft mich zum Abendessen.

Ich kann an nichts anderes denken. Markus ist ein Mörder. Mein Markus? Jetzt hab ich endlich jemanden gefunden, dem ich vertraue, und jetzt ist alles wieder vorbei.

Soll ich die Polizei anrufen? Ihnen erzählen, dass Markus jemanden ermordet hat? Was soll ich bloß tun?

Nach dem Essen gehe ich ins Bett und schlafe nur schwer ein. Um Mitternacht weckt mich das Läuten meines Handys . Es ist Markus. Ich kann jetzt nicht mit ihm reden.

Als ich am nächsten Morgen aufwache, finde ich einen Zettel auf meiner Fensterbank. ‚Ich hab dich gesehen. Wenn du der Polizei was sagst, ist das dein Todesurteil. ICH BEOBACHTE DICH!‘

Mir läuft ein kalter Schauer über den Rücken. Ich habe Angst. Jemand beobachtet mich. Der Mörder? Markus? Er war es, ich hab ihn doch gesehen. Wieso tut Markus mir das an?

Montag

Ich wage mich heute nicht allein in die Schule. Was, wenn er mir auf dem Weg dorthin auflauert? Ich frage meinen Papa, ob er mich hinbringen kann. Der Unterricht lenkt mich auch nicht von meinen dunklen Gedanken ab. Ich denke immerzu an den Mord, an Markus und an die Drohung.

Mitten in der Deutschstunde bekomme ich ein SMS von einem Unbekannten. Er wisse, wo ich sei. Er wäre immer da.

Ich frage Frau Professor Geymaier, ob ich auf die Toilette gehen dürfe. Dort fange ich zu weinen an. Ich werde beobachtet. Auch hier und jetzt? Ich fasse mir ein Herz und sehe in jedem Klo nach. Niemand ist da. Ein wenig bin ich erleichtert und kehre zurück in die Klasse.

Auf dem Weg nach Hause drehen sich meine Gedanken wieder um den Mord und die SMS. Ich gehe immer schneller. Als ich die Straße überqueren will, fährt mich fast ein Auto nieder. Ich springe noch schnell zur Seite und sehe, wie mich jemand aus dem Auto heraus fotografiert.

Ich renne, bis ich das Haus meiner Eltern sehe. Jemand steht davor und klopft an. Soll ich hingehen und fragen, was er will? Soll ich meine Eltern anrufen? Oder die

Polizei? Ich entscheide mich, die Nummer der Polizei am Handy einzutippen, damit ich auf einen Knopfdruck mit ihnen verbunden bin.

Mit dem Handy in der Hand nähere ich mich unserem Haus. Langsam, mit kleinen Schritten. Noch erkenne ich den Mann nicht. Aber dort sind sie wieder! Diese Schuhe! Er dreht sich um. Vor Schreck entkomme mir fast ein Schrei. Markus! Er hat bemerkt, dass ich komme. Er eilt mir entgegen, will mich mit einem Kuss begrüßen. Ich wehre mich und laufe zur Tür. Er läuft mir nach, erwischt mich und hält mich fest. „Was ist mit dir los?“, fragt er.

„Lass mich in Ruhe!“, schreie ich ihn an, „ich will nicht mit dir reden. Und ich will auch nichts mehr mit dir zu tun haben. Wie kannst du mir so was antun? Wie kannst du überhaupt so etwas tun?“

„Aber ...“, versucht er zu protestieren, doch ich verschwinde im Haus und sperre die Tür zu. Der Fernseher soll mich ablenken.

Abends läutet mein Handy. Ein Unbekannter ruft mich an. Schon wieder! Soll ich abheben? Nein. Ich lasse es läuten und drehe Musik auf. Nach einer Weile gibt der Unbekannte auf. Woher hat er meine Handynummer? Markus hat sie.

Beim Abendessen mit meinen Eltern läutet unser Telefon. Meine Mutter geht ran. Ich nehme an, es ist Tante Monika, ihre Schwester. Mit ihr telefoniert sie fast täglich stundenlang.

„Lena, komm her!“, ruft mich meine Mutter „Hier ist ein charmanter, junger Mann für dich.“

Oh, mein Gott! „Hallo?“, melde ich mich zögerlich.

„Hi, hier ist Markus. Ich wollte dir nach dem Besuch heute Mittag ein bisschen Ruhe gönnen. Ich dachte ...“

„Markus, ich kann jetzt nicht“, behaupte ich.

„Bitte, leg nicht auf! Ich muss dir etwas Wichtiges erzählen“, fleht er mich an.

„Na gut, mach, aber beeil dich.“ Mit dem Schnurlostelefon gehe ich in mein Zimmer, um ungestört zu sein.

„Du hast mich also am Freitag gesehen. Darum hebst du nicht ab und schreibst nicht zurück, wenn ich dir eine SMS schicke. Ich kann dich ja verstehen. Es tut mir auch leid. Dass du das gesehen hast, und dass ich es getan habe. Aber eigentlich hab *ich* ja gar nichts getan“, sagt er.

„Wie bitte? Du hast nichts getan? Ich hab dich doch gesehen. Du hast diese Schuhe angehabt, die von deinem Freund!“, schreie ich.

„Es tut mir leid. Miriam war schuld. Ich wollte es nicht. Ich wollte mich mit *dir* treffen“, will er sich entschuldigen.

Was soll das? Ich bin verwirrt. Das passt alles nicht zusammen. „Erzähl doch mal genau, was du getan hast“, fordere ich ihn auf.

„Also, am Freitag wollte mich Miriam unbedingt sehen. Ich hab dir von ihr erzählt. Meine Ex-Freundin, die Verrückte. Du weißt doch, wen ich meine?“

Ich nicke, was er nicht sehen kann.

„Egal“, fährt er fort, „als ich bei ihr war, hat sie mich geküsst. Ich hab sie sofort weggestoßen und bin gegangen. Nachdem du bei unserem Treffpunkt nicht aufgetaucht bist, war ich sicher, dass du es gesehen hast. Ich hoffe, wir können die Sache vergessen.“

„Was? Nein! Was soll ich jetzt machen?“, stammle ich vor mich hin.

„Lena, was glaubst du, was am Freitag passiert ist? Erzähl du es mir“, sagt er.

Spinnt der Mann? Er hat sie umgebracht! Ganz ruhig. Alles von vorne. „Ich war auf dem Weg zu unserem Date“, erzähle ich, „als ich jemanden gesehen habe, der auf eine junge Frau eingestochen hat. Mehrmals. Zuerst bin ich stehen geblieben, er hat mich wohl auch gesehen. Dann bin ich nach Hause gerannt.“ Ich erzähle Markus die ganze Geschichte von den SMS und dem Auto.

„Und du hast gedacht, dass ich das war?“, fragt er.

„Ich hab dir doch gesagt, dass ich die Schuhe erkannt habe. Diese Schuhe, die du von deinem Freund bekommen hast.“

„Aber das sind doch keine Einzelstücke, sondern eine limitierte Auflage. Wie hat denn der Mörder ausgeschaut, Lena?“, fragt er in ruhigem Ton.

„Er hatte ein schwarzes Kapuzensweatshirt an. Trug eine dreckige Jogginghose und eben diese Schuhe.“

„Ich habe gar kein schwarzes Kapuzensweatshirt. Und Jogginghosen trage ich höchstens zu Hause“, behauptet er.

Ist das wahr? Soll ich ihm das glauben? „Ehrlich?“, frage ich.

„Wenn ich es dir doch sage. Du kannst jederzeit meinen Kasten durchsuchen.“

„Es tut mir leid, Markus. Ich hätte gleich mit dir reden sollen. Ich hoffe, du verzeihst mir, aber ich war total überfordert mit der Situation.“

„Ist schon okay. Ich hab ja auch Mist gebaut. Wie wäre es, wenn ich dich morgen zur Schule begleite? Dann kann dir nichts passieren, und wir können reden“, schlägt er vor. „Ja, das wäre schön.“

Dienstag

Pünktlich um halb acht steht Markus vor meiner Tür. Ich lasse ihn herein und mache mich schnell fertig. Danach gehen wir gemeinsam zur Schule und besprechen, was zu tun ist.

In der Schule bekomme ich wieder ein SMS. „Ich sehe und höre alles. Du wirst mich nicht finden. Wenn du zur Polizei gehst, ist dein Leben vorbei. Und das von deinem Freund auch. Vergiss das nicht!“

Jetzt gefährde ich auch noch Markus! Hoffentlich hört dieser Albtraum bald auf. Mir ist schwindelig und mir wird schwarz vor Augen. Erst im Krankenhaus wache ich wieder auf. Ich kann mich nicht erinnern, wie ich hierhergekommen bin. Markus sitzt auf dem Sessel neben meinem Bett.

Wie lange bin ich schon hier? Das SMS fällt mir wieder ein. Ich muss es ihm erzählen. Meine Mutter platzt in mein Zimmer und meint, dass ich ihr nie wieder einen solchen Schrecken einjagen soll. Jetzt kommt auch noch der Arzt ins Zimmer, um uns zu erklären, dass ich zwei Tage lang hierbleiben muss, damit Tests gemacht werden können. Wenn ich mich danach wieder gut fühle, dürfe ich nach Hause gehen, meint Dr. Müller.

Mittwoch

Das ist nicht Dr. Müller. Und diesen Pfleger hab ich auch noch nie gesehen. Aber das hat sicher alles seine Ordnung.

Der Arzt redet mit mir und ordnet weitere Tests an. Ich bin erschöpft, als sie gehen. Vor den Untersuchungen will ich noch ein wenig schlafen. Doch Markus kommt herein. Wieder überlegen wir, was zu tun ist.

Wenig später kehren die beiden Männer zurück, um mich für die Tests abzuholen. Warum sperrt der Pfleger das Zimmer zu? Da sind sie wieder, diese Schuhe! Markus hat sie auch bemerkt. Wir sitzen beide in der Falle.

Der Arzt kommt auf mich zu, der Pfleger nähert sich Markus.

„Hast du mich schon erwartet?“, fragt mich der Arzt. Ich sehe die Pistole in seiner Hand. „Du hast wohl gedacht, dass ich dir hier nicht weh tun kann. Ich hab dir doch gesagt, dass ich immer weiß, wo du bist.“

„Aber ich hab der Polizei nichts gesagt!“, schreie ich.

„Glaubst du, ich will dieses Spiel noch lang weiterspielen? Viel zu riskant. Du hast es deinem kleinen Freund hier erzählt. Wer sagt mir, dass ihr nicht doch noch zur Polizei rennt?“, sagt er ruhig.

„Tu Markus nichts an“, flehe ich, „er hat nichts getan! Ich war es.“

„Er weiß aber Bescheid.“

Der Pfleger schlägt auf Markus ein. Ich schreie los und spüre eine Hand vor meinem Mund, die den Schrei erstickt. Der Arzt flüstert mir ins Ohr: „Kommen wir nun zu dir.“ Der Pfleger lässt den verletzten Markus liegen. Ich spüre seine Schläge, dann wird mir schwarz vor Augen.

Als ich aufwache, hänge ich an einer Infusionsflasche und an weiteren Schläuchen. Ich weiß nicht wie viel Zeit inzwischen vergangen ist. Wo ist Markus? Ich kann mich kaum bewegen, mir tut alles weh. Die Tür öffnet sich. Kommen die Männer jetzt zurück?, frage ich mich panisch.

Es ist meine Mutter und Dr. Müller mit einer Krankenschwester. Sie erzählen mir, dass der Arzt und die Schwester in einem Bereitschaftsraum gefesselt aufgefunden worden wären. Sie hätten keine Ahnung gehabt, wer die Männer waren, und was sie von ihnen wollten. Die Polizei hätte dann das Krankenhaus nach verdächtigen Personen durchsucht. Als sie mein Zimmer versperrt vorfanden, brachen sie es auf.

„Und was ist mit Markus?“, frage ich ängstlich.

„Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Markus geht es gut. Er kommt gleich in dein Zimmer“, sagt Dr. Müller.

Ich nicke glücklich und versuche mich nicht noch mehr zu bewegen, alles tut mir weh.

Ich muss wohl eingeschlafen sein. Denn als ich aufwache, liegt Markus im Bett neben mir. Er lächelt. Wir sehen uns an und reden nichts, schon gar nicht darüber, was passiert ist.

Juliana Reinisch

Tod am See

Regentropfen prasselten im gleichmäßigen Rhythmus gegen die Fensterscheibe. Ein ruhiger Landregen ging über dem Dorf nieder. Janina stand am Fenster und sah zu, wie sich die Wasserbahnen miteinander verbanden. Sie hatte Regentage schon immer gemocht, viel lieber als Sonnenschein. Das Wasser hatte so eine reinigende Wirkung. Es wusch die Spuren des Vergangenen davon, sodass man von Neuem beginnen konnte.

Das Läuten der Türglocke ließ Janina zusammenfahren. Kurz überlegte sie, ob sie einfach so tun sollte, als ob niemand zu Hause wäre, aber dann rang sie sich doch dazu durch, zur Haustür zu gehen. Möglicherweise hatte ihre Mutter wieder die Schlüssel zu Hause vergessen, bevor sie zur Arbeit aufgebrochen war, und dann wäre sie sicher nicht begeistert, wenn Janina sie minutenlang bei diesem Wetter vor dem Haus stehen lassen würde.

„Hi, Ma“, sagte sie, stockte dann jedoch, als sie sah, wer vor der Tür stand.

Die Frau hatte hellblondes, wild gelocktes Haar. Sie trug einen Mantel aus rotem Kunstleder, der genau denselben Ton hatte wie ihr Lippenstift und die fünf Zentimeter hohen High Heels. Seltsamerweise war der erste Gedanke, der Janina durch den Kopf schoss, dass sie es mit diesen Schuhen bestimmt schwer gehabt hatte, über den noch ungepflasterten Weg durch den Garten bis zur Haustür zu stöckeln. Obwohl Haare und Kleidung vor Nässe triefen, hatte sie ein Lächeln im Gesicht, das für Janina auf den ersten Blick nicht gekünstelt wirkte.

„Grüß Gott, Sie sind Janina Höfer, nicht wahr?“, fragte die Frau freundlich. „Kann ich vielleicht reinkommen?“

„Ja, natürlich.“ Janina machte ein paar Schritte zur Seite, um die Frau hereinzulassen.

„Herrliches Wetter, nicht wahr?“, sagte diese gutgelaunt, während sie aus ihrem Mantel schlüpfte, „Schade nur, dass ich meinen Regenschirm zu Hause vergessen habe.“

„Ja“, stimmte Janina zu, während sie voraus ins Wohnzimmer ging, ohne sich selbst ganz sicher zu sein, welche der beiden Aussagen sie bejaht hatte. Sie war etwas überrascht über den Besuch der Frau, die sie mit Sicherheit noch nie gesehen hatte. Die sie umgekehrt allerdings sehr wohl zu kennen schien.

„Ähm, dürfte ich Sie fragen, was genau Sie von mir wollen?“, fragte Janina.

„Oh, tut mir leid, natürlich. Mein Name ist Barbara Dornberg, ich bin Privatdetektivin.“

Janina blieb mitten im Wohnzimmer stehen und schaute die Frau verwundert an.

„Ich wollte Ihnen ein paar Fragen zu Dominik Lechner stellen“, erklärte sie weiter, während sie sich wie beiläufig in dem kleinen Wohnzimmer umsah. Bei der Erwähnung des Jungennamens kehrte ihr Blick wieder zu Janinas Gesicht zurück. Als diese darauf nicht weiter reagierte, fuhr sie etwas ernsthafter fort: „Er war in Ihrer Klasse, nicht wahr?“

„Ja“, antwortete Janina knapp.

„Hatten sie auch in Ihrer Freizeit Kontakt zu ihm?“

„Wenig.“

„Aber Sie wissen doch mit Sicherheit, wie er zu Tode gekommen ist.“

„Er ist ertrunken, sagt man. Oben beim Topassee.“

„Nicht ganz, er ist vom Steg gefallen und dabei mit dem Kopf gegen einen aus dem Wasser ragenden Stein gestoßen“, stellte Barbara Dornberg richtig.

Janina lächelte, beinahe ein wenig zynisch. „Sie wissen doch sicher, wie das ist, wenn etwas in einem Dorf hundert Mal weitererzählt wird. Dinge verändern sich. Und für die meisten Menschen ist eine Person, die in einem See gestorben ist, nun einmal ertrunken. So viel zu Dominiks Tod.“

Barbara Dornberg ging nicht auf die Erklärung ein. „Sie kennen die Geschichte also nur vom Hörensagen? Etwas seltsam, da Sie doch in einer Klasse waren. Hat es Sie gar nicht interessiert, wie es wirklich zu seinem Tod gekommen ist?“, fragte sie weiter.

„Ähm ... naja“, Janina fühlte sich wie bei einem Kreuzverhör, bei dem sie sich gerade in den eigenen Antworten verheddert hatte. Zudem standen sie immer noch mitten im Wohnzimmer, was vermutlich nicht allzu gastfreundlich war.

Als Barbara Dornberg Janinas verwirrte Miene sah, wurde ihr Gesichtsausdruck wieder freundlicher. „Na kommen Sie, setzen wir uns erst mal, und dann erzählen Sie mir, wie das damals abgelaufen ist.“

Mit einer einladend ausgestreckten Hand zeigte sie auf den kleinen Esstisch, der im Erker stand.

Janina nickte dankbar. Zwar kam es ihr etwas komisch vor, im eigenen Haus zum Setzen aufgefordert zu werden, doch das gab ihr Zeit, ihre Gedanken zu ordnen. Das

plötzliche Auftauchen der Privatdetektivin, vor allem die Erwähnung von Dominik, hatten sie ganz schön durcheinandergebracht. Was genau wollte diese Frau von ihr?

Barbara Dornberg schien ihren Blick richtig zu deuten, denn als sie sich am Tisch gegenüber saßen, fragte sie zunächst: „Kann es sein, dass ich Sie ein wenig überrumpelt habe?“

„Um ehrlich zu sein, ja“, antwortete Janina.

„Das tut mir leid. Gehen wir die Sache noch einmal von vorne an, okay? Sie haben also von Dominiks Tod erfahren. Wissen Sie noch wann genau und von wem?“

Janina sah auf ihre Hände. Dieses Mal wollte sie besser überlegen, bevor sie antwortete. Sie durfte sich auf keinen Fall noch einmal versprechen.

„Ja, meine Mutter hat es mir gesagt, gleich am nächsten Morgen, glaube ich. Und in der Schule war es natürlich wochenlang Gesprächsthema Nummer eins“, erzählte sie. „Ich hab mich jedoch aus dem ganzen Gerede herausgehalten.“

„Wieso?“, fragte die Privatdetektivin, und Janina konnte schon wieder ihren forschenden Blick spüren.

„Dominik war damals mit meiner besten Freundin Madeleine zusammen. Sie war natürlich verzweifelt wegen dem, was passiert ist. Und ich wollte nicht, dass sie den ganzen Tag lang daran erinnert wird. Deshalb hab ich versucht, sie von den Gesprächen in der Klasse abzulenken.“

„Ich verstehe“, sagte die Frau nachdenklich. Als zunächst keine weiteren Fragen folgten, blickte Janina auf und sah, dass sie sich Notizen in einem kleinen Block machte. Janina hatte gar mitbekommen, dass sie diesen hervorgeholt hatte.

„Und sie kennen den Ort, an dem es geschehen ist?“, fragte Barbara Dornberg, ohne von ihren Notizen aufzuschauen.

„Ja, wir waren dort öfters ...“ Janina hielt inne. Der kleine See am Rande des Waldes ist in privatem Besitz. Eigentlich war es verboten, in ihm zu schwimmen. Janina war sich nicht sicher, ob es klug war, einer Privatdetektivin von solchen illegalen Aktionen zu erzählen.

Barbara Dornberg blickte von ihrem Block auf. „Schwimmen. Das wollten sie doch sagen, oder? Keine Sorge, ich bin nicht hier, um illegale Badegäste zu überführen“, sagte sie gelassen und mit einem kleinen Lächeln.

Janina nickte erleichtert. „Ja, also ich kenne den See.“

„Und wie sah es mit Dominik aus? Sie meinten vorhin, dass sie nicht viel mit ihm zu tun hatten. Das verwundert mich etwas, wo er doch der Freund Ihrer besten Freundin war.“

„Ja, aber wir haben nicht viel zu dritt unternommen.“

„Warum nicht?“

„Naja ich ... ich mochte Dominik nicht besonders, und Madeleine wusste das.“

„Warum nicht?“, kam dieselbe Frage erneut.

Janina seufzte und blickte zum Fenster hinaus. Diese Frage hatte sie damals öfters gestellt bekommen. Von Madeleine, von den anderen in der Klasse, selbst von ihrer Mutter. Dominik hatte zu den beliebtesten Jungs in der ganzen Schule gehört. Er war charmant, witzig und vor allem überall dabei gewesen.

Weil ich nun einmal nicht gut mit Menschen klarkomme, und am allerwenigsten mit solchen wie ihm, die immer im Mittelpunkt stehen müssen, und die es allein mit sich nicht aushalten. Das war die Antwort, die sie sich selbst darauf gegeben hatte. Die hatte sie jedoch noch nie jemandem verraten, weil ihr klar war, dass die meisten Menschen sie nicht verstehen würden. „Wir waren einfach sehr unterschiedlich“, erklärte sie daher, „Dominik war der Typ, der immer Menschen und Trubel um sich und seine Person brauchte, der das ganze Wochenende fort und bei jeder Party und jedem Fest dabei war. Naja, und ich bin das halt nicht. Ich verbringe meine Samstagabende lieber zu Hause. Mir ist ein Buch manchmal lieber als all die Leute. Ich denke, deshalb war ich in seinen Augen schlichtweg eine langweilige Person, und das hat er mir auch recht offen gezeigt, wenn er nicht gerade damit beschäftigt war, mich zu ignorieren.“

„Okay, dann hätte ich noch eine Frage an Sie. Sie wissen doch vermutlich wie das Unglück passiert ist, nicht wahr?“

Janina fixierte einen der Regentropfen und folgte seinem Lauf über die Fensterscheibe. Das Wasser wäscht die Vergangenheit fort, dachte sie.

„Es hieß doch, er habe sich an diesem Abend ziemlich betrunken und sei dann am Steg oben gestolpert oder ausgerutscht.“

„Jap, so hieß es. Und kennen Sie auch die Theorie, warum er sich dort oben allein am See betrunken haben soll?“

„Ja, und Sie doch auch, oder etwa nicht?“, entgegnete Janina, der plötzlich klar wurde, dass die Detektivin vermutlich die meisten Dinge, die sie ihr erzählt hatte, längst wusste. Warum wollte sie sie also unbedingt aus Janinas Mund hören?

„Es hat Streit gegeben, zwischen Ihrer Freundin und Dominik“, sagte Barbara Dornberg, „was ich jedoch gerne von Ihnen gewusst hätte, ist, ob Sie eine Ahnung haben, worum es in diesem Streit ging.“

„Ich weiß es nicht. Die beiden haben ständig einen Grund gefunden sich zu streiten.“

„Aber in diesem Fall muss es sich doch um etwas Ernsthafteres gehandelt haben.“

„Gut möglich, ich weiß es wirklich nicht, ich hab Madeleine nie danach gefragt.“

„Okay, ich denke, das war’s dann. Danke sehr.“ Barbara Dornberg stand auf und verstaute den Block in ihrer rechten Hosentasche. Als sie wieder zu Janina sah, war erneut dieses freundliche Lächeln auf ihrem Gesicht. „Sollte ich noch Fragen haben, kann ich mich doch bei Ihnen melden, nicht wahr?“

„Ja, sicher“, antwortete Janina und stand ebenfalls auf, um ihren Gast zur Tür zu begleiten. Als sie schließlich vor der Haustür standen, rang sie sich dazu durch zu fragen, was ihr schon die ganze Zeit über auf der Seele brannte „Darf ich Ihnen auch eine Frage stellen?“

„Natürlich, aber ich muss Ihnen gleich sagen, dass ich nicht auf alles eine Antwort geben kann.“

„Ich möchte nur wissen, warum jetzt? Warum beginnen Sie sich nach beinahe zwei Jahren für das, was passiert ist, zu interessieren?“

„Es gibt Verbrechen, die verjähren nicht, schon gar nicht nach so kurzer Zeit, und dazu gehört auf jeden Fall ein Mord.“

„Mord?“, wiederholte Janina leise, „die Polizei ging immer von einem Unfall aus.“

„Es gibt Menschen, die glauben etwas anderes.“

„Sie auch?“

„Es ist nicht mein Job zu glauben, sondern die Wahrheit herauszufinden.“ Nach diesen Worten verabschiedete sich Barbara Dornberg und eilte durch den schwächer gewordenen Regen zurück zu ihrem Wagen. Janina blieb in der offenen Tür stehen. Sie beobachtete, wie die Frau in ihren Golf stieg, und wie dieser noch etwa drei Minuten lang stehen blieb, bis er sich schließlich in Bewegung setzte. Janinas Blicke folgten dem Auto, das die Zufahrtsstraße zu ihrem Haus entlangfuhr, ehe es auf die Bundesstraße abbog und sich ihrem Blickfeld entzog. Erst dann kehrte sie zurück ins Haus, schloss die Tür hinter sich und sperrte zwei Mal zu. Dabei fiel ihr auf, wie sehr ihre Hände zitterten. Auch ihr Herz schlug bis zum Hals. War das schon die ganze Zeit über so gewesen? Sie konnte es nicht sagen.

„Na komm, jetzt beruhige dich mal wieder“, redete sie sich selbst gut zu. Sie atmete tief durch, dann kehrte sie ins Wohnzimmer zurück.

Barbara Dornberg war froh, als sie ihr Auto erreichte. Zwar war der Regen inzwischen zu einem etwas heftigeren Nieseln verkommen, doch ihre Kleidung war noch von ihrem ersten Lauf zum Haus hin feucht. Die kurze Zeit, die sie darin verbracht hatte, hatte kaum gereicht, um sie zu trocknen. Außerdem wurde die Nässe allmählich unangenehm. Sie steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte die Heizung auf. Etwas ungewöhnlich für Mitte Juni, aber was sollte sie machen, wenn das Wetter sich nicht an den Kalender hielt? Bevor sie losfuhr, kramte sie noch einmal den kleinen Notizblock hervor. Gleich auf der ersten Seite befand sich eine Liste mit etwas zwanzig Namen – sämtliche ehemaligen Klassenkollegen von Dominik Lechner. Die ersten vier Namen hatte sie bereits mit Häkchen versehen. Barbara griff nach einem der unzähligen in ihrem Auto verstreuten Kugelschreiber, um auch den fünften Namen abzuhaken. Nach kurzem Überlegen setzte sie vor diesen noch ein Rufzeichen.

Erneut war es die Türglocke, die Janina aus ihren Gedanken riss. Da sich diese nach wie vor um die unerwartete Besucherin drehten, zögerte sie diesmal noch länger als zuvor, zur Tür zu gehen. Das Läuten wurde immer heftiger und bald folgte ein energisches Klopfen. Erschrocken sprang Janina auf. Ihre Mutter! Sie hatte sie vollkommen vergessen.

„Mensch, Janina! Wenn du schon den Schlüssel im Schloss stecken lassen musst, dann öffne zumindest, wenn ich anläute“, war die wenig freundliche Begrüßung von Frau Höfer, die anscheinend ebenfalls ohne Regenschirm unterwegs war. Janina murmelte eine Entschuldigung und beschloss sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen. Auf halbem Weg in den ersten Stock rief ihre Mutter ihr hinterher: „Ach Janina, könntest du mir nicht mal mit dem Abendessen helfen?“

Seufzend drehte sie um und gesellte sich zu ihrer Mutter in die Küche. Deren schlechte Laune war glücklicherweise schon wieder verflogen. Heiter erzählte sie von ihren Kolleginnen im Büro, der Unfähigkeit der Polizisten auf der Straße und wie es

dazu gekommen war, dass sie ihren Regenschirm zu Hause vergessen hatte. Janina hörte nur mit halbem Ohr hin, während sie die Tomaten für den Salat schnitt. Nichts von den Themen interessierte sie momentan wirklich, doch sie wusste, dass sie ihrer Mutter schon allein damit eine Freude bereitere, dass sie hier stand und ihr zuhörte. Seit sich die Eltern getrennt hatten und ihre Mutter oft den ganzen Tag arbeitete, verbrachte sie viel Zeit allein zu Hause. Janina störte das nicht, sie hatte nie etwas gegen das Alleinsein gehabt. Ihre Mutter war jedoch froh, wenn sie zumindest am Abend ein wenig Zeit miteinander verbrachten.

„Hast du schon gehört, dass Frau Lechner wieder heiraten will?“, ging Frau Höfer zu einem neuen Thema über. Janina wäre bei der Erwähnung des Namens beinahe das Messer aus der Hand gefallen.

„Nein, ich wusste noch nicht einmal, dass sie einen Freund hat“, erklärte sie hastig.

„Oh, doch, schon seit über einem Jahr“, fuhr ihre Mutter fort, „er soll zwar beinahe zehn Jahre jünger sein als sie, aber gut, wenn’s die beiden nicht stört. Ich wünsch ihr auf jeden Fall, dass sie mit ihm glücklich wird. Die Ärmste hatte es wirklich nicht leicht nach dem tragischen Unglück mit ihrem Sohn. Kurz darauf hat sie sich auch noch von ihrem Mann scheiden lassen. Aber nun scheint es wieder bergauf zu gehen. Ich denke, er tut ihr gut. Tobias, meine ich, ihr Zukünftiger.“

Janina kam ein Gedanke: Ob Frau Lechner wohl zu jenen Menschen gehörte, die nicht glaubten, dass Dominiks Tod einfach nur ein tragisches Unglück gewesen ist? Es kam ihr auf jeden Fall logisch vor. Wer, wenn nicht die Mutter des Verstorbenen, würde einen Privatdetektiv engagieren, um der Sache auf den Grund zu gehen.

Als Barbara Dornberg bei ihrer Wohnung ankam, hatte der Regen aufgehört, jedoch war der Himmel immer noch von schweren grauen Wolken bedeckt. Genauso grau wirkte die Stadt ringsum. Dunkle Häuserwände, Asphaltstraßen, selbst das Gras vor ihrem Wohngebäude schien einen Teil seiner kräftigen Farbe eingebüßt zu haben. Kein Wunder, dass die Menschen heute alle so niedergeschlagen waren, überlegte sie, und dachte an ihre heutigen Besuche zurück. Gutgelaunt schritt sie durch den kleinen Vorraum und die Stufen zum ersten Stock hinauf, ein knalliger, roter Farbkleck in all der Eintönigkeit.

Als sie die Tür zu ihrer Wohnung öffnete, schlug ihr der Duft von indischem Essen entgegen. Mit großer Erleichterung schlüpfte sie aus ihren Schuhen. Im Wohnzimmer ließ sie sich aufs Sofa fallen und überkreuzte die Beine auf dem Couchtisch. Das tat gut, nachdem sie den ganzen Tag in High Heels herumgelaufen war.

„Füße runter“, kam prompt die Aufforderung aus der Küche.

Barbara verdrehte die Augen, ließ die Beine jedoch zu Boden sinken.

„Wirklich nette Begrüßung, Bruderherz“, rief sie in Richtung Küche

„Du hast genauso wenig gegrüßt“, kam die Antwort zurück.

Ein siebzehnjähriger Junge erschien in der Tür, zwei Teller mit dampfendem Essen in der Hand, die er auf dem Esstisch abstellte.

„Oh, Marco, du bist echt ein Schatz!“, rief Barbara, als ihr Blick auf das Essen fiel.

„Auch wenn du kein Mitleid mit meinen Füßen hast“, fügte sie hinzu.

Marco grinste. „Ich weiß“, sagte er, „und was deine Füße angeht, so verstehe ich nicht, warum du bei diesem Wetter mit diesen wahnwitzigen Schuhen rumlaufen musst.“

„Weil es nun einmal die einzigen sind, die zur Jacke passen“, erklärte Barbara und gesellte sich ebenfalls zum Tisch.

„Warum kaufst du dir dann keine neuen?“, fragte ihr Bruder, während sie sich setzten.

„Weil diese dann umsonst wären.“

„Also, manchmal verstehe ich dich nicht, Babsi“, stellte Marco fest.

„Ich weiß. Wie war es in der Schule?“

Nun war es an dem Jungen die Augen zu überdrehen. „Okay. Wie immer halt“, sagte er. Diese Frage stellte ihm seine Schwester so ziemlich jeden Abend, und jedes Mal bekam sie dieselbe Antwort. Dennoch wurde es ihr nicht zu blöd. Marco vermutete, dass sie es, als seine Erziehungsberechtigte, als ihre Pflicht ansah, ihm diese Frage zu stellen. Wenn sie sich schon sonst nicht groß um seine schulischen Leistungen kümmerte.

„Und wie war dein Tag?“, lautete seine eindeutig spannendere Frage.

„Allzu gesprächig war keiner der Schüler. Generell scheint dieser Dominik jedoch sehr beliebt gewesen zu sein. Die meisten erzählen nur Gutes über ihn.“ Barbara wusste sehr wohl, dass es ihre Verschwiegenheitspflicht verletzte, wenn sie ihrem Bruder das erzählte, doch das hatte sie noch nie sonderlich gekümmert. Mit Marco zu reden war manchmal fast so, als würde man ein Audio-Tagebuch führen. Barbara kannte

niemanden, der so gut zuhören konnte wie er. Zudem hatte er ein sehr gutes Gedächtnis und erinnerte sie manchmal an Dinge, die sie selbst schon wieder vergessen hätte. Doch was das Wichtigste war: Man konnte sich sicher sein, dass niemand etwas von ihm erfahren würde.

„Trotzdem glaubt seine Mutter felsenfest, dass er ermordet wurde?“, fragte Marco zwischen zwei Bissen.

„Ja, und ihr Freund, dieser Tobias Gardner, unterstützt sie darin. Frau Lechner meint, dass ihr Sohn nicht zu denen gehört hat, die sich aus Kummer irgendwo in aller Einsamkeit betrinken, und ehrlich gesagt, nach allem was ich heute über Dominik gehört habe, glaube ich das auch nicht mehr.“

„Welchen Grund soll er denn für seinen Kummer gehabt haben?“

„Ein Streit mit seiner Freundin am Vormittag. Madeleine Schadner heißt sie. Allerdings weiß ich noch nicht, worum es dabei ging. Ich muss dem Mädchen morgen auf jeden Fall einen Besuch abstatten. Vielleicht ist sie ja etwas gesprächiger als ihre Freundin.“

Auch Barbara nahm nun ein paar Bissen von dem Essen. Nachdem sie den ganzen Tag unterwegs gewesen war, hatte sie einen unheimlichen Hunger, und das Gericht war würzig und scharf, genau, wie sie es liebte. Während sie schweigend weiteraßen, kreisten die Gedanken in ihrem Kopf.

„Madeleines Freundin Janina“, begann sie schließlich erneut, „kam mir irgendwie verunsichert vor, fast, als hätte sie Angst, mit jedem Wort etwas Falsches zu sagen.“

„Glaubst du denn, dass sie ehrlich war?“, fragte Marco.

„Ich weiß es nicht“, antwortete seine Schwester, „einerseits war sie die einzige, die offen zugegeben hat, dass sie Dominik nicht mochte. Alle anderen haben geradezu Lobeshymnen auf ihn gesungen. Haben so getan, als wären sie alle seine besten Freunde gewesen, dabei musste man sie nur ansehen, um zu erkennen, wie neidisch sie auf ihn waren. Ich meine, er sah gut aus, hatte recht wohlhabende Eltern, war zwar kein Musterschüler, kam jedoch gut, und ohne große Prüfungen durchs Jahr, und vor allem flogen ihm wohl sämtliche Mädchenherzen der Schule zu.“

„Außer das dieser Janina“, stellte Marco fest.

„Genau, obwohl, vielleicht musste sie das ja sagen, immerhin war er mit ihrer besten Freundin zusammen.“

„Und andererseits?“, fragte Marco.

„Was und andererseits?“, erwiderte Barbara und sah ihren Bruder verwundert an.

„Naja, du hast einen deiner Sätze mit Einerseits begonnen, also müsste darauf ein Andererseits folgen“, erklärte dieser.

„Ach, so.“ Barbara lachte, wurde jedoch schnell wieder ernst. „Andererseits habe ich das Gefühl, als würde das Mädchen mehr wissen, als es mir sagt. Zunächst behauptete sie, nicht einmal mehr genau zu wissen, wie er zu Tode gekommen ist. Und dann kann sie sich doch an so viele Details erinnern. Außerdem kann ich mir nicht vorstellen, dass ihre beste Freundin ihr nicht erzählt hat, worüber sie und Dominik gestritten haben. Irgendwas verbirgt sie vor mir, die Frage ist jedoch, warum?“

„Vielleicht, um ihre Freundin zu schützen.“

„Oder einfach sich selbst“, entgegnete Barbara, „auf jeden Fall muss ich morgen noch einmal mit ihr sprechen. Am besten gleich, nachdem ich bei ihrer Freundin war. Vielleicht erfahre ich von der ja etwas, womit ich sie zum Reden bringen kann.“

Sonnenstrahlen fielen am nächsten Morgen durch das Fenster in Janinas Zimmer. Es waren die ersten seit beinahe einer Woche. Das Mädchen zog die Bettdecke über den Kopf, dieser Tag konnte nichts Gutes bringen.

Als sie noch halb verschlafen hinunter ins Erdgeschoss ging, fand sie dieses verlassen vor. Das wunderte sie, normalerweise standen ihre Mutter und sie zur selben Zeit auf.

Die Erklärung fand sie kurz darauf in der Küche. Am Kühlschrank hing ein rosa Zettelchen mit ihrem Namen und einer Nachricht: ‚Musste schon früher los, Schatz. Du hast so gut geschlafen, ich wollte dich nicht wecken. Noch einen schönen Tag heute‘.

Das bedeutete, dass sie mal wieder mit dem Rad in die Schule fahren musste. Na, großartig – bis zu ihrer Schule in der Stadt waren es gut fünf Kilometer. Sie war verdammt spät dran. Mit einem Mal war sie hellwach. In aller Eile schnappte sie sich ihren Rucksack, hängte sich die Turmtasche um den Hals und lief aus dem Haus, quer über die vom Regen noch feuchte Wiese hinüber zur Garage. Dass ihre Ballerinas vollkommen durchnässt waren, störte sie nicht weiter. Die frische Morgenluft vertrieb die letzte Müdigkeit. Wieder einmal wünschte sie sich, ihre Mutter hätte ihr damals erlaubt, den Moped-Führerschein zu machen. Das hatte sie jedoch erstens für zu gefährlich und zweitens für unnötig gehalten, da Janinas Schule doch auf ihrem Weg zur Arbeit lag und sie sie am Morgen mitnehmen konnte.

Schön und gut, nur leider gab es Tage wie heute, an denen Frau Höfer früher aus dem Haus musste. An solchen war Janina dann gezwungen, sich auf ihren alten Drahtesel zu schwingen. Sie blickte auf die Armbanduhr. Um noch rechtzeitig zu kommen, würde sie kräftig in die Pedale treten müssen. Mit Schwung nahm sie die Zufahrtsstraße und bog auf die Bundesstraße ab, als sie plötzlich sah, dass ihr jemand entgegenkam. Janina riss die Lenkstange herum, doch die Kurve, die sie fahren wollte, war zu eng. Sie spürte, wie die Räder unter ihr auf dem nassen Asphalt wegrutschten. Einen Augenblick später schlug sie hart auf dem Boden auf.

Der entgegenkommende Mopedfahrer hatte inzwischen eine Vollbremsung hingelegt, die die Reifen zum Quietschen gebracht hatte, doch Janina sah aus den Augenwinkeln, wie der Vorderreifen nur wenige Zentimeter vor ihr zum Stehen kam.

„Ist alles in Ordnung mit dir?“, hörte sie eine besorgte Stimme rufen. Kurz darauf spürte sie, wie das Rad, das auf sie gefallen war, angehoben wurde.

„Ja, alles okay“, sagte sie, mit zusammengebißenen Zähnen. Ihr rechter Arm und ihr rechtes Bein brannten wie Feuer. Zudem bemerkte sie, dass ihr Rock einen Riss hatte.

„Okay, dann mach das nächste Mal die Augen auf, wenn du auf eine Straße fährst.“

Janina blickte beschämt zu dem Mopedfahrer auf. Er schien nicht viel älter zu sein als sie, und er hatte besonders schöne grüne Augen. Das war das Erste, was Janina an ihm auffiel. Grüne Augen waren eher selten, meist gingen sie bereits etwas ins Grau oder Braun über. Ein so kräftiges Grün hatte sie noch an keinem Menschen gesehen. An seinem Gesichtsausdruck erkannte sie, dass er auf ihre Antwort wartete.

„Ja, tut ... tut mir wirklich leid“, brachte sie schließlich hervor.

„Halb so wild, ist ja zum Glück nichts passiert“, sagte er, bereits wieder ein wenig freundlicher, und drückte ihr die Lenkstange ihres Rades in die Hand, „ich muss dann mal weiter.“

Janina bemerkte, wie ihre Hände zitterten, und sie hoffte sehr, dass er es nicht sah. Doch er hatte sich bereits auf sein Moped geschwungen und fuhr los. Sie blickte ihm noch nach, dann fuhr sie ebenfalls weiter. Diesmal deutlich langsamer und mit voller Aufmerksamkeit. Zu spät kam sie ja ohnehin schon.

Als Janina das Klassenzimmer betrat, waren gute fünfzehn Minuten der ersten Unterrichtsstunde vergangen. Ihre Mathematik-Professorin Frau Magistra Schneider war über ihr verspätetes Eintreffen alles andere als erfreut, ließ sie jedoch ohne weitere Erklärungen auf ihren Platz gehen.

Madeleine, mit der sie sich einen Tisch teilte, warf ihr von der Seite einen fragenden Blick zu. Dabei fiel Janina sofort wieder der gestrige Abend ein. Sie musste dringend mit ihrer Freundin reden, aber allein, ohne die lauschenden Ohren ihrer Mitschüler. „Komm in der Pause raus auf den Gang“, flüsterte sie ihr zu.

„Wieso? Was gibt's?“, fragte Madeleine leise zurück.

„Später“, wehrte sie ab und erntete für ihr Flüstern prompt einen weiteren bösen Blick der Professorin. Janina war dankbar, als es zum Ende der Stunde läutete, sie hatte von den letzten dreißig Minuten etwa gleich viel mitbekommen wie von den ersten zwanzig. Zu sehr beschäftigte sie die Frage, wie Madeleine reagieren würde, wenn sie ihr von der Privatdetektivin erzählen würde, und davon, dass diese den Verdacht hatte, dass Dominik ermordet worden war. Auch Madeleine schien gespannt zu sein, was Janina ihr zu sagen hatte, und folgte ihr sofort mit hinaus. „Also, was gibt's? Und warum bist du heute zu spät gekommen?“, fragte Madeleine, während sie ihre Haare im Nacken zusammenband. Was das Aussehen betraf, waren die beiden Freundinnen wie Feuer und Wasser. Während Janina mit ihren glatten, dunkelbraunen Haaren und der schlanken, burschikosen Figur relativ durchschnittlich aussah, stach Madeleine durch ihre rotblonden Locken und die großen blauen Augen in der Klasse hervor, wie ein Wellensittich in einem Käfig voller Spatzen. Und auch sonst hatten die beiden Mädchen nicht sehr viel gemeinsam. Madeleine war eine Plaudertasche und fast immer gutgelaunt. Zudem verfügte sie über das Talent, mit fast allen Menschen auszukommen, etwas, worum Janina sie oft beneidete.

„Das erzähl ich dir später“, wehrte Janina ihre Frage ab. „Sag mal: Hattest du gestern Besuch von einer Barbara Dornberg?“, wollte sie stattdessen wissen.

„Barbara wer bitte?“, fragte Madeleine.

„Barbara Dornberg“, wiederholte Janina deutlich, „eine große, schlanke Frau mit blonden Locken und etwas schrillum Kleidungsstil.“

„Nie gesehen. Wer soll das sein?“

„Eine Privatdetektivin.“

Madeleine lachte auf. „Das meinst du jetzt nicht ernst, oder?“

„Madeleine, die Frau war gestern bei mir, und sie glaubt, dass Dominik ermordet wurde. Sie hat mir alle möglichen Fragen über damals gestellt.“

Das Gesicht der Freundin wurde blass. „Und was hast du ihr gesagt?“, fragte sie.

„Dasselbe wie vor zwei Jahren der Polizei“

„Okay.“ Madeleine wirkte erleichtert.

„Und was sollen wir jetzt machen?“, fragte Janina

„Wieso?“

„Na, was ist, wenn ...?“

„Janina, wir waren nicht an diesem See, okay?“, fiel Madeleine ihr scharf ins Wort.

„Wir waren die ganze Nacht bei mir zu Hause. Krieg das endlich in deinen Kopf rein.“

Mit diesen Worten drehte sie sich um und ging zurück in die Klasse. Janina blieb allein am Gang stehen und blickte ihrer Freundin nach. Wie konnte sie das nur?

Auch vom restlichen Unterricht bekam Janina nicht besonders viel mit. Selbst wenn sie versuchte, sich auf die Worte der Professoren zu konzentrieren, die mit mehr oder weniger großem Enthusiasmus versuchten, ihnen etwas beizubringen, schweiften ihre Gedanken immer wieder ab.

Madeleine tat so, als hätte das Gespräch auf dem Gang nie stattgefunden, und Janina spielte ihr zuliebe das Spiel mit. Sie erzählte ihr von ihrem Unfall in der Früh, und Madeleine meinte, dass zu spät kommen, nun wirklich kein Grund sei, sich überfahren zu lassen. Selbst wenn der Fahrer ganz gut aussah.

In den letzten beiden Stunden war Turnen angesagt. Janina war im Sport seit jeher völlig untalentierte, dementsprechend ungern ging sie normalerweise in diese Stunden. Heute jedoch war sie froh, ihre Gedanken auf den blau-weißen Volleyball konzentrieren zu können, anstatt weiterhin theoretischem Unterricht folgen zu müssen.

Danach ließ sie sich Zeit mit dem Umziehen. Ihr stand noch die Heimfahrt mit dem Rad bevor und die zögerte sie gern noch ein wenig hinaus.

„Du kannst ruhig schon gehen, ich bin heute mit dem Rad hier“, sagte sie zu Madeleine.

Die Freundin warf ihr einen mitleidigen Blick zu. Im Gegensatz zu ihr war sie mit einem Moped gesegnet.

Turnhalle und Umkleidekabinen waren längst verlassen, als Janina endlich aufbrach. Auch der Fahrradständer am Schulhof war beinahe leer. Irgendetwas kam ihr an den Rädern seltsam vor, doch erst, als sie ihr Schloss aufgesperrt hatte und das Fahrrad hinaus-schob, wurde ihr klar, was es war. Die Sättel fehlten!

„Das darf jetzt aber nicht wahr sein“, flüsterte sie. Hatte tatsächlich jemand alle Fahrrandsättel gestohlen oder trieb man nur einen üblen Scherz mit ihr? Im Grunde war es egal. Was sollte sie jetzt tun? Nach Hause laufen? Janina stand am Hof und war nahe daran zu verzweifeln. „Verdammter Tag!“, schimpfte sie wütend und blickte zur Sonne hinauf, die mit voller Kraft vom Himmel brannte. Von der angenehmen Kühle

der letzten Tage war nichts mehr übrig. Es war so, wie es im Sommer sein sollte, und Janina verfluchte die Sonne, als wäre diese allein für ihr Unglück verantwortlich. Für den Unfall, ihr Zuspätkommen, Madeleines Verhalten und auch noch das hier.

„Das Fahrrad ist echt nicht dein Ding, was?“, hörte sie auf einmal eine Stimme hinter sich. Erschrocken drehte sie sich um, sie hatte nicht bemerkt, dass jemand nähergekommen war. Zuerst sah sie das schwarz-goldene Moped, dann blickte sie erneut in die ungewöhnlich grünen Augen des Fahrers.

„Hey, das ist nun aber kein Grund zum Weinen. Ich zum Beispiel kann überhaupt nicht mit Skateboards umgehen und mach auch keine Tragödie daraus“, sagte er, als er ihr Gesicht sah.

„Ich weine doch überhaupt nicht“, erwiderte Janina, doch die Träne, die ihr über die Wange lief, strafte ihre Worte Lügen. Konnten zwei Begegnungen noch peinlicher verlaufen? Erst verursachte sie fast einen Unfall mit ihm, und jetzt weinte sie auch noch vor diesem Jungen. Wütend wischte sie die Träne mit ihrem Ärmel ab. „Und wenn schon, was kümmert es dich?“, schnauzte sie ihn an.

„Eigentlich nichts, aber ich bin gerade hier vorbei gekommen, und als ich dich erkannt und deinen Gesichtsausdruck gesehen habe, hab ich befürchtet, dass du vielleicht noch Schmerzen von heute Morgen hast. Nur deshalb bin ich stehengeblieben“, erklärte er.

„Ach so.“ Janina überkam ein schlechtes Gewissen, weil sie ihn so angefahren hatte. „Mit mir ist alles in Ordnung, keine Sorge“, beeilte sie sich ihm zu versichern.

„Gut, na dann ...“ Schon wollte er wieder auf sein Moped steigen, als sein Blick noch einmal auf ihr Rad fiel. „Wie willst du jetzt eigentlich nach Hause kommen?“, fragte er.

„Zu Fuß. Der Bus ist längst weg, und der nächste fährt erst in über einer Stunde. Da kann ich genauso gut laufen“, antwortete sie und überflog im Kopf, wie lange sie für den Heimweg brauchen würde.

„Ich könnte dich mitnehmen, wenn du möchtest, immerhin weiß ich ja schon, wo du wohnst“, schlug er vor. „Zufällig hab ich sogar einen zweiten Helm dabei, und ich garantiere dir, bis heute Morgen war ich absolut unfallfrei“, fügte er mit einem Grinsen hinzu.

Janina merkte, wie sie rot wurde. Musste er ihr das unter die Nase reiben? „Ich kenn dich doch noch nicht einmal“, wandte sie ein.

„Ach so, das hab ich ganz vergessen: Ich bin Marco“, sagte er und streckte ihr die Hand entgegen.

„Janina“, sagte sie und griff lächelnd danach.

Als er ihren Namen hörte, runzelte er die Stirn und sah sie forschend an.

„Ist etwas nicht in Ordnung?“, fragte sie.

„Doch, doch, alles klar“, antwortete er schnell, „also, was ist nun, traust du dich, mit mir mitzufahren?“

Janina zuckte mit den Achseln. „Okay“, willigte sie ein. Alles war besser, als bei dieser Hitze durch die halbe Stadt zu laufen. Sie wusste sehr wohl, dass es nicht zu den klügsten Dingen gehörte, einfach so zu einem Fremden aufs Moped zu steigen. Das hatte ihr die Mutter oft genug gepredigt. Doch diesmal hatte sie keine Lust vernünftig zu sein. Sie wollte einfach nur nach Hause.

Marco gab ihr den Helm und verstaute ihre Turntasche zwischen seinen Füßen. „Bereit?“, fragte er.

Janina hielt sich mit den Armen an ihm fest. „Bereit“, bestätigte sie. Es war nicht das erste Mal, dass Janina mit jemandem mitfuhr. Madeleine hatte sie schon öfters mit dem Moped mitgenommen, und wie immer genoss sie es, den Wind im Gesicht zu spüren und die Umgebung an sich vorbeifliegen zu sehen. Marco war ein guter Fahrer. Er fuhr flott, raste jedoch nicht wie einige aus ihrer Klasse.

Für Janinas Geschmack trafen sie etwas zu schnell bei ihrem Haus ein. Überrascht stellte sie fest, dass im Hof zwei Autos standen. Das eine gehörte ihrer Mutter. Das verwunderte sie zwar, da ihre Mutter freitags normalerweise länger arbeitete, doch ihr Herz schlug schneller, als sie den zweiten Wagen erkannte: der Golf, dem sie gestern so lang nachgesehen hatte.

Noch ehe das Moped zum Stehen kam, sprang Janina herunter und eilte ins Haus. Sie wusste selbst nicht genau, warum sie so nervös war. Aus dem Wohnzimmer hörte sie die Stimme ihrer Mutter: „Ich befürchte, dass sie in ihn verliebt war, jedenfalls hat sie sich seinen Tod sehr zu Herzen genommen.“

Janina blieb abrupt stehen. Was redete ihre Mutter denn da?

„Ihre Tochter meinte, dass Sie die Erste waren, die ihr von dem Unglück erzählte.“ Das war eindeutig die Stimme von Barbara Dornberg.

„Ja, ich weiß nicht mehr genau, von wem ich es erfahren habe. Aber ich habe es Janina sofort erzählt, nachdem sie nach Hause gekommen ist.“

„Woher kam sie denn damals?“, Janina erkannte an der Stimme der Privatdetektivin, dass diese erneut die Antwort schon kannte. Sie hatte genug gehört. Entschlossen ging sie ins Wohnzimmer.

„Hallo Janina, ich hab dich gar nicht kommen gehört“, begrüßte ihre Mutter sie. Frau Höfer saß mit Barbara Dornberg am Esstisch. Die Privatdetektivin war diesmal etwas passender zum Wetter gekleidet. Sie trug eine weiße Leinenhose, dazu ein gelbes Top und Flip-Flops. Beide Frauen hatten eine noch beinahe volle Tasse Kaffee vor sich stehen. Auf den ersten Blick hätte man sie für alte Freundinnen halten können, und Janina bemerkte, dass sie das störte. Sie fühlte sich von ihrer Mutter verraten.

„Schön, dass du da bist“, meinte auch Barbara Dornberg, „ich darf dich doch duzen, oder?“

Janina nickte. Sie legte keinen großen Wert darauf mit Sie angesprochen zu werden.

„Okay, also ich hätte da noch ein paar Fragen an dich, wenn dir das Recht ist.“

Janina nickte erneut, was blieb ihr für eine Wahl. Wie würde es aussehen, wenn sie sich weigerte?

„Was wollen Sie denn noch wissen?“, fragte sie, nachdem sie sich neben ihre Mutter gesetzt hatte.

„Zunächst einmal, warum du mir nicht gesagt hast, dass du an jenem Abend bei Madeleine übernachtet hast.“

„Sie haben mich nicht danach gefragt“, entgegnete Janina unhöflicher als beabsichtigt. „Um ehrlich zu sein“, lenkte sie ein, „habe ich nicht daran gedacht, und ich verstehe auch nicht, warum das wichtig sein soll.“

„Nun, du verstehst doch sicher, dass, wenn wir von Mord ausgehen, deine Freundin zu den Verdächtigen zählt. Immerhin hatten sie und Dominik am Vormittag vor seinem Tod einen heftigen Streit.“

Janina sah der Privatdetektivin stumm in die Augen. Es stimmte, insgeheim hatte sie sich genau das schon gedacht. Barbara Dornberg erwiderte ihren Blick, bis Janina es nicht mehr aushielt und den Kopf senkte.

„Warst du den ganzen Tag bei Madeleine?“, fragte Barbara Dornberg weiter.

„Vom Nachmittag bis zum nächsten Morgen.“

„Und wart ihr die ganze Zeit über bei ihr zu Hause?“

Janina nickte.

„Und da bist du dir ganz sicher? Es ist immerhin schon eine Weile her.“

„Ich bin mir sicher, doch wenn Sie mir nicht glauben, können Sie auch Madeleines Eltern fragen. Die waren ebenfalls die ganze Zeit zu Hause.“

„Du kannst dich sehr gut an die damaligen Ereignisse erinnern“, stellte Barbara Dornberg fest und nippte an ihrem Kaffee.

„Sie kennen das doch bestimmt, wenn etwas Schlimmes passiert, prägt man sich die Details ein, mögen sie noch so banal sein.“

„War der Tod von Dominik denn so schlimm für dich?“

Janina zögerte, ehe sie antwortete. Erneut hatte sie das Gefühl, etwas Falsches gesagt zu haben. „Naja, besonders für Madeleine war es sehr schlimm. Insofern hat es mich natürlich auch betroffen.“

Die Privatdetektivin nickte. „Gibt es denn sonst noch etwas, an das du dich erinnern kannst und das vielleicht wichtig sein könnte?“

„Unten im Dorf war ein Fest, ich glaube, die meisten aus meiner Klasse waren dort.“

„Ja, davon hab ich schon gehört, soll ziemlich wild zugegangen sein“, sagte Barbara Dornberg. Auch bei ihrer nächsten Frage ließ sie Janina nicht aus den Augen.

„Könntest du dir vorstellen, dass jemand aus deiner Klasse Dominik umgebracht hat?“

Dieses Mal war Janina besser auf den forschenden Blick der Privatdetektivin vorbereitet, und sie schaffte es, ihn zu erwidern, ohne eine Miene zu verziehen. „Nein“, sagte sie, „das kann ich mir nicht vorstellen.“

„Wirklich nicht? Ist dir denn niemand aufgefallen, der mit Dominik Schwierigkeiten gehabt hätte?“, bohrte Barbara Dornberg weiter.

„Ihnen ist sicher schon aufgefallen, dass Dominik bei allen sehr beliebt war“, erwiderte Janina ein wenig schnippisch.

„Ja, und ich kann mir auch vorstellen, dass er deshalb ein paar Neider hatte.“

„Schon möglich.“

„Janina, willst du denn nicht, dass die Sache aufgeklärt wird?“

Barbara Dornberg hatte es geschafft. Janina senkte den Blick. „O ja, schon“, erklärte sie, „doch ich kann Ihnen beim besten Willen nichts mehr sagen, was Ihnen weiterhelfen würde.“

„Du kannst mir nichts mehr sagen oder du weißt nichts mehr?“, hakte Barbara Dornberg nach.

„Ich weiß nichts mehr“, stellte Janina klar.

„Okay, falls dir doch noch etwas einfallen sollte, ruf mich bitte an. Ich hab deiner Mutter meine Nummer aufgeschrieben.“ Barbara Dornberg erhob sich. „Danke für den Kaffee“, sagte sie zu Frau Höfer. „Auf Wiedersehen!“

Marco war zunächst etwas perplex, dass Janina ihn einfach so stehen ließ. Als er jedoch das Auto seiner Schwester erkannte, verstand er. Lange brauchte er nicht zu warten. Zehn Minuten später öffnete sich die Haustür erneut, und Barbara Dornberg kam aus dem Haus. „Hallo Marco“, grüßte sie ihn verwundert, „was machst du denn hier?“

„Das ist die Janina, von der du mir erzählt hast, nicht wahr?“, fragte Marco nachdenklich.

„Ja. Kennst du sie?“, fragte seine Schwester zurück.

„Wir haben uns heute zufällig kennengelernt“, erklärte Marco und fügte nach kurzem Überlegen hinzu: „sie scheint mir nicht der richtige Typ zu sein, um ein solches Verbrechen zu begehen.“

„So etwas kann man Menschen nicht ansehen“, meinte seine Schwester „außerdem hab ich nie behauptet, dass sie schuldig ist, nur, dass sie etwas verbirgt.“

„Du hast also nichts Neues herausbekommen?“

„Nichts, das ich nicht bereits gewusst hätte. Das Mädchen hält sich strikt an ihre Darstellung der damaligen Ereignisse und versucht mit ihren Worten möglichst niemanden zu belasten. Im Grunde klingt das, was sie sagt, auch ganz plausibel. Aber ich werde trotzdem das Gefühl nicht los, dass damals noch etwas passiert ist. Etwas das nicht in diese Geschichte passt, und wovor sie Angst hat, dass ich es herausfinden könnte.“

„Meinst du den Mord?“

„Nein, aber etwas, das mir möglicherweise helfen kann, den Mord zu lösen. Ich weiß bloß nicht, wie ich sie zum Reden bringen kann.“ Barbara blickte noch einmal zurück zum Haus. Plötzlich wandte sie den Kopf ruckartig ihrem Bruder zu und sah ihn mit funkelnden Augen an. „Ich kann es nicht, aber vielleicht kannst du es ja“, meinte sie.

„Ich?“, fragte Marco verwirrt.

„Ja, du hast doch gesagt, dass du sie kennengelernt hast, und wie sich das eben für mich angehört hat, scheinst du sie ganz nett zu finden.“

„Ja, schon ...“

„Na, bitte.“ Barbara schien ganz begeistert von ihrer Idee zu sein. „Verbring ein wenig Zeit mit ihr und sorg dafür, dass sie dir vertraut. Man sieht dem Mädchen doch an, dass die Geschichte sie bedrückt. Möglicherweise braucht sie einfach jemanden, dem sie sich öffnen kann. Jemanden, bei dem sie sich alles von der Seele reden kann, ohne aufpassen zu müssen, was sie sagt. Jemanden wie dich.“

„Das ist doch nicht dein Ernst“, sagte Marco.

„Warum denn nicht? Komm schon“, drängte seine Schwester, „ich möchte den Fall hier wirklich gern aufklären. Auch wegen Frau Lechner. Die arme Frau will endlich mit all dem abschließen, was passiert ist, und ein neues Leben beginnen. Das kann sie doch nicht, ehe sie keine Klarheit hat.“

„Und was ist, wenn es wirklich so war, wie die Polizei damals vermutet hat?“, fragte Marco, immer noch skeptisch.

„Dann finde mir einen Beweis dafür“, antwortete Barbara.

„Also schön“, gab Marco sich geschlagen, auch wenn er sich noch immer nicht sicher war, ob das was er tun würde, richtig war.

Seine Schwester schien hingegen keine Skrupel zu haben. „Super“, sagte sie, „dann kannst du ja gleich anfangen.“ Marcos fragenden Blick beantwortete sie mit einem Wink zur Turntasche, die er neben dem Moped abgestellt hatte. „Die gehört doch nicht dir, oder?“

„Stimmt, ich steh nicht so auf rosa Streifen.“

„Eine nette Frau“, meinte Frau Höfer, nachdem Barbara Dornberg gegangen war.

„Findest du?“, fragte Janina, und stand auf, um die Kaffeetassen in die Küche zu tragen.

„Ja, man kann sich richtig gut mit ihr unterhalten. Du könntest im Übrigen ruhig ein wenig freundlicher zu ihr sein. Die Frau macht doch nur ihren Job und ..., naja, vielleicht ...“

„Was?“, fragte Janina, die eben aus der Küche zurückgekehrt war.

„Vielleicht würde es dir gut tun, wenn die Sache endlich restlos aufgeklärt wäre“, beendete die Mutter ihren Satz.

Auf einmal kam Janina ein Verdacht, und ihr fiel wieder ein, was sie vorhin im Vorraum gehört hatte. „Warum hast du dieser Frau eigentlich erzählt, dass ich in Dominik verliebt war?“, brauste sie auf.

„War es denn nicht so?“, fragte Frau Höfer ernst.

„Was? Nein! Ich hab dir doch gesagt, dass ich ihn nicht leiden konnte!“

„Ich dachte, dass hättest du nur gesagt hast, weil er mit deiner besten Freundin zusammen war.“

„Wieso glaubst du das? Und vor allem: Warum erzählst du es dieser Frau?“

„Janina, was bitte hätte ich denn sonst glauben sollen?“ Frau Höfer war aufgestanden, ihre Stimme klang aufgebracht, so hatte Janina ihre Mutter noch nie erlebt. „Wie meinst du das?“, fragte sie verunsichert.

„Janina, hast du eigentlich eine Ahnung, wie sehr du dich seit diesem Unglück verändert hast? Du gehst kaum noch fort, schließt dich tagelang in deinem Zimmer ein und ziehst die Vorhänge zu, um die Sonne auszusperren.“

„Ich hab eben keine Lust auf Gesellschaft“, sagte Janina und blickte zu Boden.

„Aber warum? So warst du doch früher nicht. Manchmal kommt es mir vor, als würdest du versuchen, allen Menschen auszuweichen, selbst Madeleine – gerade Madeleine, und da dachte ich, ...naja, es schien mir die plausibelste Erklärung zu sein, dass du in Dominik verliebt warst. Wenn das nicht stimmt, kannst du mir bitte sagen, was sonst los ist mit dir, Janina?“

Nein, das konnte sie nicht, doch das konnte sie ihrer Mutter nicht sagen. Sie würde ihr nicht glauben, und vor allem würde sie verletzt sein. Das war sie immer, wenn Janina ihr nicht sagen wollte, warum es ihr nicht gut ging. Sie glaubte, dass ihre Tochter ihr misstraute. Und Janina hatte dann ein schlechtes Gewissen, weil sich ihre schlechte Laune auf die Mutter übertrug. Doch was sollte sie machen? Sie konnte nicht mit ihrer Mutter reden. Nicht darüber.

Das Läuten an der Tür rettete Janina vor einer Antwort. Sie floh aus dem Wohnzimmer, um zu öffnen. Marco stand in der Tür, ihn hatte Janina vollkommen vergessen. In der Hand hielt er ihre Turmtasche. „Die hast du vorhin ...“, setzte er an.

„Marco, danke, dass du mich abholen kommst“, fiel Janina ihm ins Wort, „ich hätte unsere Verabredung fast vergessen.“

„Was ...?“, fragte Marco irritiert, doch Janina unterbrach ihn erneut, indem sie ihm zuflüsterte: „Bitte, spiel einfach mit. Ich muss hier weg.“ Ihr flehender Blick schien

Marco zu überzeugen, er ging erstaunlich schnell auf ihre Bitte ein. „Ja, das hab ich mir schon gedacht. Grüß Gott, Frau ...“

„Höfer“, flüsterte Janina ihm zu.

„Höfer“, beendete Marco seinen Satz, den er in Richtung Wohnzimmer gerufen hatte.

„Janina, geh jetzt nicht weg“, auch Frau Höfer war ins Vorzimmer gekommen.

„Tut mir leid, Ma, aber ich hab mir für heute Nachmittag schon etwas vorgenommen. Ich wusste ja nicht, dass du früher nach Hause kommen würdest. Außerdem hast du doch gerade gesagt, dass ich zu viel zu Hause wäre.“

„So habe ich das nicht gemeint“, erwiderte ihre Mutter.

„Können wir?“, ging Marco dazwischen, und Janina dankte ihm im Stillen dafür, dass er seine Rolle so gut spielte.

„Jap, wir reden heute Abend, Ma. Bis später!“ Janina schob Marco aus der Tür und schloss sie hinter sich, ehe ihre Mutter noch etwas erwidern konnte. Draußen lehnte sie sich gegen die Hauswand und bedankte sich bei Marco.

„Gern geschehen.“ Marco grinste. „Aber wenn du wirklich willst, dass deine Mutter dir das abkauft, sollten wir vielleicht von hier fortgehen.“

„Ähm, okay“, sagte Janina etwas überrascht, „wenn du nichts anderes vorhast.“

„Im Moment nicht.“

Während sie die Straße hinaufspazierten, erwartete Janina, dass Marco sie fragen würde, was bei ihr zu Hause los gewesen war. Doch das tat er nicht. Also genoss sie es einfach, eine Zeit lang schweigend neben ihm herzugehen. „Tut mir übrigens leid, dass ich dich vorhin draußen stehen hab lassen“, begann sie, kurz bevor sie das Dorfende erreichten.

„Macht nichts“, antwortete er gelassen.

„Und auch, dass ich dich jetzt dazu einspanne, mit mir durch die Gegend zu gehen.“

„Kein Problem. Stress zu Hause?“, fragte er nun doch.

„Ja, nein ... ach, ich weiß auch nicht. Ich wollte einfach weg.“ Weg, um nicht ständig von der Vergangenheit reden zu müssen, weg, um nicht für alles eine Erklärung abgeben zu müssen, fügte sie in Gedanken hinzu.

„Okay, und wo geht's jetzt hin?“, fragte Marco übertrieben unternehmungslustig.

Janina musste lächeln. Marco verstand es, einen aufzumuntern. „Ich weiß auch nicht so genau. Wenn wir noch ein bisschen weitergehen, können wir auf einen Feldweg

abbiegen, der in den Wald führt. Ich wüsste da einen Ort, zu dem wir gehen könnten. Hast du Lust?“

„Okay“, stimmte er zu.

Wieder gingen sie eine Weile schweigend nebeneinanderher. Ringsum gingen die Häuser in Mais- und Kürbisfelder über. Kurz vor dem Waldrand erstreckte sich eine Wiese. Janina wusste, dass sie einem Bauern gehörte, der das Gras bald mähen würde, um daraus Heu zu machen. Momentan jedoch war es einen halben Meter hoch und die verschiedenen Gewächse standen in voller Blüte. Inmitten der Blütenpracht lag eine alte Eiche, die der Sturm vor einigen Wochen umgeblasen hatte.

„Hierher wollte ich“, sagte Janina und setzte sich auf den Baumstamm. „Es ist nichts Besonderes“, fügte sie beinahe entschuldigend hinzu.

„Wieso? Ist doch sehr schön hier“, erwiderte Marco und setzte sich neben sie.

„Ja, ich komme ganz gern an diesen Platz. Vor allem, wenn ich meine Ruhe haben will“, erklärte sie, und als Marco nichts sagte, fuhr sie fort: „Sag mal, kennst du das, dass an einem Tag einfach alles schief geht?“

„Ja, das kenne ich.“

„Weißt du, manchmal ... manchmal wünschte ich, es gäbe so etwas wie einen Rückspulknopf. Sodass du einfach sagen kannst, okay, jetzt noch einmal alles von vorn, aber dieses Mal mach ich es besser.“

„Ich denke, ich weiß was du meinst. Und so ein Tag war das heute wohl für dich, was?“

„Ja, dabei waren es heute nur Kleinigkeiten. Es ist einfach alles blöd gelaufen.“

„Viele Kleinigkeiten können einen ganz schönen Haufen Unglück ergeben“, meinte Marco, „aber das Gute ist, dass es trotzdem nur Kleinigkeiten bleiben. So schnell wie sie auftauchen, so schnell sind sie auch wieder verschwunden. In ein paar Tagen sind sie vergessen. Und wenn man dann irgendwann zurückschaut, erkennt man, dass alles gar nicht so schlimm gewesen ist, wie es einem im Moment vorgekommen ist. Meistens ist es also gar nicht nötig, zurückzuspulen und noch einmal alles durchzumachen.“

„Ja, aber was ist, wenn etwas wirklich, wirklich Schlimmes passiert ist?“, spann Janina seine Gedanken weiter, „etwas, bei dem du selbst nach langer Zeit noch alles dafür tun würdest, um es ungeschehen zu machen, um noch einmal an derselben Stelle stehen zu können, und dich dieses Mal anders zu entscheiden.“

„Es hilft nichts, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Man kann geschene Dinge nicht ändern“, sagte Marco.

„Eben“, stimmte Janina nachdenklich hinzu, „was passiert ist, kann man nicht ungeschehen machen. Aber warum kann man es dann nicht darauf beruhen lassen? Was nützt es, alles immer wieder aufs Neue aufzuwirbeln. Davon ändert sich ja doch nichts. Außer, dass man schmerzhaft an alles erinnert wird. Und es einem unmöglich gemacht wird, mit etwas abzuschließen.“

Janina hatte gedankenverloren in die Gegend geschaut, nun richtete sie ihren Blick wieder auf Marco. „Ich rede wirres Zeug, nicht wahr?“, fragte sie.

„Nein, ich verstehe dich sehr gut“, entgegnete Marco ernst. „Ich glaube, wir sollten uns wieder auf den Weg zurück machen“, fügte er hinzu und stand auf.

Janina sah ihn verwundert an. Hatte sie etwas Falsches gesagt? Als sie ihm nicht sofort folgte, drehte er sich nach ihr um und hatte wieder dieses Grinsen im Gesicht. „Oder hast du vor, die Nacht hier zu verbringen?“, fragte er.

Auf dem Rückweg erkundigte sich Marco nach dem Topassee, der hier irgendwo in der Nähe war. Janina spürte, wie sich ihre Muskeln verkrampften. „Da hätten wir ein paar Meter weiter vorne nach links abbiegen müssen, warum?“

„Ein paar Freunde von mir haben gemeint, dass es lustig wäre, einmal dorthin schwimmen zu gehen, und ich dachte, du hättest vielleicht Lust mitzukommen.“

„Der See ist nach dem langen Regenwetter bestimmt noch ziemlich kalt“, wandte Janina ein.

„Naja, wir könnten ja auch nur so hingehen. Soll ein ganz netter Ort sein.“

„Nein. Das ist er nicht. Oder zumindest mag ich ihn nicht.“

„Ach so. War ja auch nur so eine Idee“, sagte Marco, und Janina wunderte sich erneut über den ernsten Ton seiner Worte. Den restlichen Weg schwiegen sie wieder. Doch es war kein unangenehmes Schweigen. Zu Hause angekommen, erklärte Marco ihr, dass er nun wirklich los müsse. „Vergiss deine Turntasche nicht, dort drüben, neben der Hauswand“, erinnerte er sie und stieg auf sein Moped. „Manchmal hilft es, noch einmal an den Ort des Geschehens zurückzukehren, um endlich abschließen zu können“, fügte er ernst hinzu.

Janina nickte, sie würde es sich merken. Marco hob die Hand zum Gruß, dann fuhr er los. Janina schaute ihm noch eine Weile nach. Der Tag hatte schließlich doch noch ein schönes Ende gefunden. Es hatte gut getan, mit Marco zu reden. Sie war es nicht gewöhnt, sich derart in ein Gespräch einzubringen. Normalerweise war sie diejenige, die zuhörte. Doch Marcos Art machte es ihr leicht, mit ihm zu reden. Janina bemerkte, dass sie sich wünschte, ihn bald wiederzusehen.

Der Topassee. Janina hatte schon immer vermutet, dass derjenige, der dem See diesen Namen gegeben hatte, ihn an einem regnerischen Tag gesehen haben musste. Nur, wenn das Wasser durch Regentropfen aufgewühlt war, hatte es die charakteristische hellbraune Farbe des Halbedelsteins. An sommerlichen Tagen wie diesem, war das Wasser hingegen ziemlich klar, und nahe den Ufern konnte man bis auf den Grund sehen.

Am gestrigen Abend hatte sie noch lange überlegt, ob sie Marcos Rat befolgen sollte. Zunächst hatte sich alles in ihr gestäubt noch einmal hierher zu kommen. Doch je länger sie darüber nachgedacht hatte, umso mehr hatte sich die ursprüngliche Abneigung in Anziehung verwandelt. Jetzt näherte sie sich jenem Ort, an dem passiert war, was sie so lange verdrängt und verleugnet hatte.

Janina war in aller Früh aufgebrochen, um sicherzugehen, dass ihre Mutter noch schlief. Sie war nicht die einzige, die es hierhergezogen hatte. Am Rande des Weges, etwas versteckt zwischen den Sträuchern, stand ein cremefarbenes Moped, das Janina sehr gut kannte. Es gehörte Madeleine.

Ihre Freundin entdeckte sie einen Augenblick später. Sie saß am Rand des Stegs und ließ ihre Beine herabbaumeln. Janina ging zu ihr und setzte sich stumm neben sie.

„Das Wasser ist noch zu kalt zum Schwimmen“, unterbrach Madeleine die Stille.

„Das hatte ich ohnehin nicht vor“, erwiderte Janina.

„Ich auch nicht.“ Die beiden Freundinnen lächelten sich an. So unterschiedlich sie auch waren, so häufig kam es vor, dass sie dasselbe dachten oder machten, wie auch an diesem Tag, an dem beide etwas hierhergezogen hatte.

„Eigentlich war es blöd, herzukommen“, meinte Madeleine, „ich weiß gar nicht, was ich hier eigentlich wollte. Lass uns lieber woanders hinfahren. In die Stadt, auf ein Eis essen oder so.“

Janina zuckte mit den Schultern „Von mir aus“, stimmte sie zu, als sie ein Motorgeräusch hinter sich vernahm. Janina wandte sich um und erkannte auch dieses Moped sofort. Verwundert sprang sie auf. „Marco, was machst du denn hier?“, rief sie dem Fahrer zu.

„Kennst du den Typen?“, fragte Madeleine argwöhnisch, auch sie war nun aufgestanden.

Janina nickte und ging Marco entgegen, der sein Moped bei den Büschen abstellte. Als sie seinen Gesichtsausdruck sah, blieb Janina abrupt stehen. „Was ist denn los?“, fragte sie.

„Janina, kennst du die Theorie, dass ein Täter immer an den Ort des Verbrechens zurückkehrt?“, fragte Marco anstatt zu antworten.

„Was meinst du damit?“

„Ich glaube, ich habe mich noch nicht mit vollem Namen bei dir vorgestellt. Ich bin Marco Dornberg.“

Marco hatte Janina beobachtet, seit sie in aller Herrgottsfrüh das Haus verlassen hatte. Seiner Schwester hatte er noch nicht erzählt, was er erfahren hatte, erst wollte er sich ganz sicher sein. Wenn Janina wirklich zum See ging, hatte er sich gesagt, war das ein Schuldeingeständnis. Gleichzeitig hatte er die ganze Zeit über gehofft, dass sie es nicht tun würde.

Nun stand er ihr gegenüber und sah ihr an, dass sie allmählich verstand, und dass sie sich verraten fühlte. „Du hattest unrecht“, sagte er, „zwar kann man Geschehenes nicht mehr ändern, doch man kann versuchen, zu verhindern, dass dasselbe erneut geschieht. Deshalb muss man es immer wieder aufwirbeln, so lange, bis die Sache geklärt ist, und die Verantwortlichen bestraft sind.“

Janinas Gedanken drehten sich im Kreis. So schnell, dass ihr schwindelig wurde. Marcos Worte drangen wie durch einen langen Tunnel zu ihr. Alles schien durcheinander zu geraten. Nur eines wurde ihr immer klarer. „Du hattest das die ganze Zeit geplant!“, schrie sie ihn an. „Du wusstest von Anfang an, wer ich bin! Hast du mich etwa deshalb beinahe über den Haufen gefahren?“

Marco sah sie verwirrt an. Als wüsste er nicht ganz genau, wovon sie sprach.

„Was? Nein!“, rief er, „Das war ein Unfall, und zudem einer, an dem du Schuld warst, falls du dich erinnern kannst.“

„Und was willst du jetzt tun? Gehst du zu deiner Schwester und sagst ihr, dass du uns am Tatort erwischt hast?“, fuhr Janina fort.

„Was erwartest du denn von mir? Soll ich einen Mord einfach so ignorieren?“, entgegnete Marco.

„Mord? Aber ich ... ich hab das doch gar nicht gewollt!“

Marco sah das Mädchen an, das die Worte dazwischengerufen hatte. Sie stand etwa einen Meter hinter Janina, bisher hatte er sie kaum wahrgenommen. Nun schaute er sie sich genauer an. Ein zierliches Mädchen mit rotblonden Locken und blauen Augen.

Zwar hatte er sie noch nie zuvor gesehen, jedoch ahnte er, wer sie war. Sie musste Madeleine sein, Dominiks Freundin. „Was hast du nicht gewollt?“, fragte er.

Madeleine sah zu Boden. „Es war ein Unfall“, sagte sie, „wirklich! Wir hatten ein bisschen zu viel getrunken. Ich wollte, dass er mich in Ruhe lässt, und weil er meine Worte ignoriert hat, hab ich ihn weggestoßen. Er ist gestolpert oder ausgerutscht, ich weiß es nicht, und dann ... dann ist er seitlich vom Steg gefallen. Ich bin keine Mörderin! Wirklich nicht!“

„Bitte Marco, hör uns zu, und wir erzählen dir, was hier damals passiert ist“, sprang Janina ein. Mit einem Mal war sie vollkommen ruhig. Ihre Angst war fort, das, was sie so sehr gefürchtet und sich gleichzeitig so oft gewünscht hatte, war eingetroffen. Die Wahrheit war ausgesprochen. Aber würde Marco ihnen glauben? „Bitte“, redete sie weiter auf ihn ein, „bevor du losgehst, und das alles deiner Schwester oder der Polizei erzählst, lass es uns dir doch zumindest erklären.“

Marco sah sie schweigend an, als müsste er erst überlegen, ob er ihr diese Chance einräumen sollte, dann nickte er.

Janina atmete erleichtert auf. „Lasst uns erst mal hinsetzen. Ich will hier nicht mitten auf dem Weg stehen.“ Janinas Knie zitterten noch ein wenig, außerdem brauchte sie ein paar Sekunden, um ihre Gedanken zu ordnen. Es war wichtig, dass sie jetzt nichts Falsches sagte, sie musste versuchen Marco alles zu erklären. Einige Meter vom See entfernt setzten sie sich ins Gras.

„Also, ich höre“, sagte Marco und sah Janina auffordernd in die Augen.

„Danke“, sagte Janina ehrlich, „also ...“

„Warte mal“, unterbrach Marco sie, „nur damit ich das richtig verstehe, ihr *beide* wart damals mit Dominik hier?“

Janina nickte.

„Sonst noch jemand?“

„Nein“, antwortete sie.

„Und wieso? Ich meine, was wolltet ihr hier?“

Dieses Mal war es Madeleine, die antwortete: „Naja ... Wir wollten ein wenig feiern, dass die Ferien begonnen haben und so.“

„Ich dachte, ihr hättet Streit gehabt?“, entgegnete Marco skeptisch.

„Ja, das hatten wir auch“, gestand sie mit leicht zittriger Stimme. „Deshalb wollte ich mit Dominik auch nicht zu diesem Dorffest gehen.“

„Und worum ging es nun in diesem Streit?“

„Ich hab ihm vorgeworfen, dass er, wenn er mit mir wohin geht, mich immer relativ schnell links liegen lässt und nur noch mit seinen Freunden abhängt“, erzählte sie und fuhr zögerlich fort: „Es ... Es war nicht das erste Mal, dass wir deswegen Streit hatten, und er hat jedes Mal versprochen, dass er sich bessern würde, aber daraus ist nie etwas geworden. Also dachte ich mir, soll er dieses Mal doch allein gehen. Ich hab Janina angerufen, und sie gefragt, ob sie stattdessen zu mir kommt und wir einen Filmabend machen.“

„Aber daraus ist dann doch nichts geworden“, stellte Marco fest.

„Nein, irgendwann gegen elf hat Dominik bei mir angerufen.“ Madeleines Stimme klang ein wenig sicherer. „Er hat gesagt, dass es ihm leid täte und dass er es jetzt kapiert hätte und, um mir das zu beweisen, wollte er den Abend mit mir verbringen. Dafür hat er mich gebeten, hierher zum See zu kommen. Ich konnte im Grunde nie lange auf ihn wütend sein, deshalb hab ich Janina gefragt, ob es ihr nichts ausmachen würde, wenn wir hierher fahren.“

„Und was ist dann hier passiert?“ Marcos Worte waren sanfter geworden, die anfängliche Schärfe war in Neugierde umgeschlagen.

Nun war es wieder Janina, die das Erzählen übernahm: „Dominik war zuvor bei diesem Fest gewesen. Von dort hat er was zum Trinken mitgenommen. Wir haben getrunken, geplaudert, rumgealbert, was man eben so macht. Und irgendwann sind wir eben oben auf dem Steg gestanden ...“

Janina sah erwartungsvoll zu Madeleine hinüber, ihre Freundin würde besser erklären können, was danach passiert war.

„Dominik hat gemeint, dass wir unsere Versöhnung doch richtig besiegeln müssten“, fuhr Madeleine leise fort. „Er war schon ziemlich betrunken. Er hat mich grob an den Armen gepackt und wollte mich küssen. Ich hab ihm gesagt, dass er mich loslassen soll, ich ... ich hab es gehasst, wenn er so drauf war, und als er mich ausgelacht hat, hab ich ihn weggestoßen. Er ist zurückgetaumelt und gestolpert, in der nächsten Sekunde war er weg.“

„Weg?“

Madeleine nickte. „So ist es mir eben vorgekommen. Ich hab ein paar Sekunden gebraucht bis ich geschnallt habe, dass er hinuntergefallen sein musste. Ich hab dann gleich nach ihm gerufen. Und als er sich nicht gemeldet hat, bin ich in den See gesprungen. Ich hab ihn auch gleich gefunden, gepackt und ans Ufer gezogen, aber er ... er war schon ...“ Madeleines Stimme brach.

„Und da hast du ihn einfach wieder zurück ins Wasser gestoßen“, schlussfolgerte Marco.

„Nein!“, rief Madeleine, „nicht direkt“, lenkte sie ein, „er hat mich mit diesen leeren Augen angestarrt, und an seinem Kopf – da war diese ... diese schreckliche Wunde. Da hab ich ihn vor Schreck wieder losgelassen, und er ist zurück ins Wasser gerutscht.“ Madeleine blickte auf ihre Füße. „Ich hab das nicht gewollt“, wiederholte sie leise, „ich hab doch nur gewollt, dass er mich loslässt.“

Marco nickte verständnisvoll.

„Was wirst du jetzt tun?“ fragte Janina und sah in erwartungsvoll an.

„Ich weiß es nicht.“ Marco stand auf und ging ein paar Schritte fort. „Ich hab im Moment keine Ahnung, was ich machen soll. Ich kann aber nicht so tun, als hätte ich das alles hier nie erfahren.“

Einige Sekunden lang sagte keiner von ihnen ein Wort. Schließlich drehte sich Marco wieder zu ihnen um. „Ich werde Babsi anrufen“, erklärte er, „früher oder später wird sie mich ohnehin fragen, was ich von dir erfahren habe, und ich werde sie ganz bestimmt nicht belügen. Soll sie doch entscheiden, was weiter passiert.“

Janina nickte, irgendwie verstand sie Marco.

Der Golf der Privatdetektivin kam etwa eine halbe Stunde später den Feldweg entlangefahren. Barbara Dornberg hörte in Ruhe zu, während Madeleine ihr noch einmal die ganze Geschichte erzählte.

„Musst du mit ihr denn wirklich zur Polizei gehen?“, fragte Marco seine Schwester, wofür er von Janina einen überraschten Blick erntete. „Ich meine, man sieht ihr doch an, dass sie das alles nicht gewollt hat. Es war einfach ein schlimmer Unfall“, erklärte er.

Madeleine saß immer noch im Gras und blickte zu Boden. Janina konnte verstehen, dass sie Angst davor hatte, was nun geschehen würde. Sie fürchtete sich genauso, doch gleichzeitig war sie froh, dass endlich alles draußen war. Erst jetzt bemerkte sie, wie sehr sie das Schweigen gequält hatte. Egal, was jetzt passieren würde, es konnte nicht schlimmer sein, als ständig von Ängsten und Erinnerungen verfolgt zu werden. Sie setzte sich neben Madeleine und legte einen Arm um ihre Schultern, doch die Freundin reagierte nicht.

„Du hättest der Polizei damals gleich die Wahrheit sagen sollen, Madeleine – und du auch, Janina. Das wäre euch nicht leicht gefallen, doch es wäre das Beste gewesen“, sagte Barbara Dornberg zu den Mädchen.

Janina nickte. „Was werden Sie jetzt tun?“, fragte sie.

„Nun, zunächst einmal werde ich meinen Auftrag erfüllen und Frau Lechner Bericht erstatten. Die Frau hat ein Recht darauf zu wissen, was mit ihrem Sohn wirklich passiert ist.“ Barbara Dornberg sah zu Madeleine hinüber. „Oder, Madeleine, willst du es ihr nicht vielleicht selbst sagen?“, fragte sie um einiges sanfter.

Madeleine sah abrupt auf. „Ich?“, fragte sie entsetzt.

„Ja, vielleicht wäre das das Beste.“

Madeleine überlegte, und die Privatdetektivin ließ ihr Zeit für eine Antwort.

„Okay, ich mach's“, willigte sie schließlich ein.

„Gut, dann fahre ich dich am besten gleich hin. Es gibt Dinge, die sollte man so schnell wie möglich hinter sich bringen.“

Janina sprang auf „Ich komme mit“, sagte sie hastig. Sie wollte Madeleine auf keinen Fall allein lassen.

„Warte mal, Janina“, auch Marco war aufgestanden, „in Babsis Auto haben nur zwei Leute Platz, so vollgestopft, wie es immer ist. Was hältst du davon, wenn wir beide mit dem Moped hinterherfahren?“

„Großartig“, nahm Barbara Dornberg Janina die Antwort ab, „Ich vermute einmal du kennst den Weg, Janina?“

Janina nickte etwas überrumpelt.

„Okay, dann komm mal mit Madeleine.“ Die Privatdetektivin führte das Mädchen zu ihrem Wagen und startete ihn. Janina wollte zu Marcos Moped gehen, doch der hielt sie am Arm zurück.

„Kann ich kurz etwas mit dir besprechen?“, fragte er.

„Später, wir müssen den beiden doch hinterherfahren“, drängte sie.

„Bei dieser Sache kannst du Madeleine doch ohnehin nicht mehr helfen. Da muss sie allein durch.“

Janina sah dem Auto nach. Sie wäre dennoch lieber mitgefahren. Es würde ihrer Freundin bestimmt nicht leicht fallen, Frau Lechner alles zu gestehen. Immerhin war sie Dominiks Mutter, und so weit Janina wusste, hatten sich die beiden immer gut verstanden. Doch vermutlich hatte Marco recht. Sie konnte Madeleine dabei nicht helfen, niemand konnte das.

„Okay“, sagte sie so kühl wie möglich, sie hatte noch nicht vergessen, dass Marco sie gestern für seine Schwester ausgehorcht hatte.

„Es gibt da ein paar Dinge, die ich noch nicht ganz verstehe“, sagte er.

„Und zwar?“

„Du hast gesagt, dass dich diese Geschichte niemals losgelassen hat. Du hattest ein schlechtes Gewissen. Aber warum? Du konntest doch überhaupt nichts dafür, was hier passiert ist.“

Janina sah ihn überrascht an. „Wirklich nicht?“, fragte sie nachdenklich. „Wenn ich damals nicht zugestimmt hätte, herzukommen, wäre das alles nicht passiert.“

„Aber das hast du doch nicht ahnen können.“

„Nein, aber ... ich hab sie doch regelrecht dazu überredet herzukommen. Sie selbst wollte es erst gar nicht. Aber ich wusste, wie sehr es sie bedrückte, wenn sie sich mit Dominik gestritten hatte, und er schien es mit seiner Entschuldigung wirklich ernst zu meinen also ... ich – ich hielt es damals wirklich für das Beste hierherzukommen.“

Janina bemerkte, wie ihre Stimme versagte. Was war nur los mit ihr? Eben war sie noch ruhig und sicher gewesen. Sie ließ es zu, dass Marco sie in die Arme nahm. Eigentlich wollte sie das nicht, sie war doch wütend auf ihn. Dennoch wehrte sie sich nicht. Irgendwie hatte sich ihre Stärke von einer Sekunde auf die andere in nichts aufgelöst. Bis jetzt war sie stark gewesen, denn sie hatte befürchten müssen, beschuldigt zu werden. Die Angst war nun weg, dafür kehrten die Erinnerungen mit voller Wucht zurück.

„Das ist doch alles kein Grund, zwei Jahre lang ein schlechtes Gewissen zu haben“, sagte Marco.

Er schien sie noch immer nicht zu verstehen. „Hast du schon einmal einen toten Menschen gesehen?“, fragte Janina.

„Nein“, entgegnete er.

„Dann weißt du nicht, wie das ist, wenn dich jemand, mit dem du eben noch geredet hast, mit diesen kalten, vorwurfsvollen Augen anschaut. Als ich zu Madeleine hinuntergelaufen bin, haben mir genau solche Augen entgegengestarrt“, erzählte sie, „als wollte er mir vorwerfen, dass ich nicht eher gekommen bin, dass ich nicht dazwischen gegangen bin, als die beiden wieder gestritten haben. Diese Augen haben mich verfolgt, die ganze Zeit über, als wollten sie mir vorwerfen, dass ich geschwiegen habe, dass ich die wahren Umstände seines Todes verheimliche.“ Janina traten Tränen in die Augen, sie wollte nicht schon wieder vor Marco weinen, doch sie konnte nichts dagegen tun.

Marco zog sie sanft am Arm und brachte sie dazu sich hinzusetzen.

„Warum bist du nicht zur Polizei gegangen, Janina? Wenn dich das alles doch so sehr belastet hat?“, fragte Marco.

„Und meine beste Freundin mit hineinzuziehen, nur, weil ich ein schlechtes Gewissen habe?“

„Es wäre das einzig Richtige gewesen.“

„Ja, ich weiß, und ich glaube, ich habe es auch damals schon gewusst. Aber irgendwie ist einfach eins aufs andere gefolgt, und dann, dann war es zu spät.“

„Wie meinst du das?“

Janina blickte über den See. Er sah so friedlich aus, überlegte sie, man konnte sich gar nicht vorstellen, dass so schlimme Dinge hier passiert waren. Dann begann sie zu erzählen: „Als uns beiden klar wurde, dass Dominik tot war, haben wir ganz unterschiedlich reagiert. Ich bin panisch geworden, ich hab Madeleine angeschrien, dass wir die Rettung rufen sollten, oder die Polizei, oder sonst jemanden. Sie aber war ganz still, so, als würde sie meine Worte überhaupt nicht hören. Eine Zeitlang ist sie einfach nur dagestanden, dann hat sie sich auf einmal zu mir umgedreht und gemeint, dass wir von hier wegmüssten, bevor uns irgendjemand sah. Ich war völlig perplex. Was machte es für einen Unterschied, ob uns jemand hier sah? Sie hat mich dann an der Hand genommen, und wir sind nach Hause gefahren. Wir hatten uns zuvor schon hinausgeschlichen, nicht, weil ihre Eltern etwas dagegen gehabt hätten, sondern mehr so zum Spaß. Genauso unbemerkt haben wir uns dann wieder ins Haus geschlichen. Oben im Zimmer hat Madeleine ein Alibi konstruiert. Wir wären niemals am See gewesen, bläute sie mir ein. Wir hätten den ganzen Abend Filme geschaut. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte, also habe ich einfach geschwiegen. Am nächsten Morgen bin ich dann in aller Früh nach Hause gegangen. Meine Mutter war schon wach, sie ist mir entgegengeeilt und hat mir völlig aufgelöst erzählt, dass man Dominiks Leiche gefunden hat. Kurze Zeit später standen Madeleine und ihre Mutter vor der Tür. Madeleine ist mir um den Hals gefallen und hat völlig verzweifelt geschluchzt, als hätte sie von nichts gewusst. Und ich ... ich hab mitgespielt, frag mich nicht, warum. Aber nachdem ich einmal damit begonnen hatte, gab es kein Zurück mehr.“

Marco strich Janina sanft über den Rücken.

„Weißt du“, begann sie erneut, „in jener Nacht, kurz nachdem wir zurück ins Haus gekommen waren, da hat es auf einmal zu regnen begonnen. Eigentlich hatte der Wetterbericht überhaupt keinen Regen vorhergesagt, doch es hat geschüttet, als hätte der Himmel all seine Schleusen geöffnet. Ich bin die ganze Nacht wachgelegen, und hab

mir vorgestellt, dass das Wasser auch meine Erinnerungen wegwäscht. Ebenso, wie diese schrecklichen Bilder, die mir vor den Augen tanzten. Am nächsten Tag wurde mir klar, dass wohl auch all unsere Spuren weggewaschen worden sind, und ich hab versucht, ich hab es wirklich versucht, mir von da an vorzustellen, dass wir niemals an diesem See gewesen sind.“

„Aber das hast du nie geschafft“, stellte Marco fest.

„Nein. Madeleine konnte es, für sie war es von da an wirklich so, als wäre nichts passiert. Aber ich – ich konnte das nicht.“ Es war das erste Mal, das Janina jemanden ihre Geschichte erzählte, und es wunderte sie selbst, dass sie es tat. Sie redete, bis sie sich leer fühlte, leer an Worten. Vielleicht sind es gar nicht die Worte des anderen, die uns weiterhelfen, überlegte sie. Was Worte uns sagen, wissen wir meist ohnehin selbst. Viel mehr tut es einem selbst gut, die Dinge auszusprechen. Es löst den eigenen Frust und lässt einen wieder klarer sehen. Eine Weile saßen sie noch schweigend nebeneinander im Gras. Schließlich bat Janina ihn doch, den anderen hinterherzufahren.

Das Haus der Familie Lechner hatte einst zu den schönsten im ganzen Dorf gehört. Frau Lechner war eine begeisterte Gärtnerin gewesen und hatte oft Stunden mit ihren Pflanzen verbracht. Im Laufe der letzten beiden Jahre war die Blütenpracht nach und nach immer weniger geworden. Janina war jedes Mal traurig gewesen, wenn sie die verwahrlosten Beete gesehen hatte. Als sie nun vor dem Haus anhielten, sah sie zu ihrer großen Freude, dass hier wieder einiges gearbeitet worden war. Ihre Mutter hatte recht gehabt, Frau Lechner schien allmählich über ihren Kummer hinwegzukommen.

Im Haus herrschte Stille, als sie es betraten. Im Wohnzimmer waren alle versammelt: Frau Lechner stand am Fenster und blickte hinaus, hinter ihr stand ein Mann um die dreißig, in dem Janina Tobias Gardner, Frau Lechners Verlobten, vermutete. Barbara Dornberg stand auf der anderen Seite des Zimmers, hinter dem rosageblühten Sofa. Darauf saß Madeleine, die offensichtlich geweint hatte.

„Es ist Ihre Entscheidung, Frau Lechner“, sagte Marcos Schwester gerade, „von mir aus zeige ich das Mädchen nicht an.“

„Ich kann es nicht einfach dabei belassen“, antwortete Frau Lechner, ihre Stimme klang ruhig und gefasst, dennoch glaubte Janina herauszuhören, dass auch sie geweint hatte. „Mein Sohn ist tot, und ich möchte, dass die Verantwortlichen dafür zur Rechenschaft gezogen werden.“

Tobias Gardner strich ihr sanft über die Schulter. „Das ist okay, Liebling“, sagte er leise zu ihr.

Madeleine liefen erneut Tränen über die Wangen. Und Janina konnte sie verstehen. Sie fragte sich, was ihre Freundin wohl jetzt zu erwarten hatte. Welche Strafe drohte einem, wenn man jemanden getötet hatte, auch wenn es nicht absichtlich geschehen war?

„Ich kann Ihren Wunsch verstehen, dass ich für meine Tat geradestehen soll“, sagte Madeleine mit belegter Stimme. „Aber“, schluchzte sie, „wie ist das mit Janina? Wird sie auch bestraft, weil sie geschwiegen hat?“

Janina sah zur Privatdetektivin hinüber. Darüber hatte sie noch überhaupt nicht nachgedacht. Hatte sie sich durch ihr Schweigen schuldig gemacht, nicht nur vor sich selbst, sondern auch vor dem Gesetz?

„Nein“, erwiderte Barbara Dornberg, „in diesem Fall ist das bloße Verschweigen wohl nicht strafbar.“

Janina spürte, wie ihr ein Stein vom Herzen fiel, und auch Madeleine schien erleichtert zu sein. „Dann ist es gut“, sagte sie, „ich will nämlich nicht, dass sie bestraft wird, nur weil sie mir eine loyale Freundin war.“

Janina ging zu Madeleine hinüber und nahm sie in den Arm, und dieses Mal erwiderte die Freundin die Umarmung. „Es tut mir leid“, flüsterte sie.

„Du hast nichts Böses gewollt“, entgegnete Janina. Als sie sich wieder von Madeleine löste, sah sie das Foto auf deren Schoß. Sie kannte diesen Jungen. Einige Tränen waren bereits auf das Bild gefallen, das glücklicherweise durch das Glas des Bilderrahmens geschützt war. Auf einmal war Janina klar, dass ihre Freundin vermutlich gar nicht wegen dem geweint hatte, was ihr noch bevorstand. Womöglich hatte sie ihr die ganze Zeit über Unrecht getan, Madeleine hatte Dominik und das Unglück ebenso wenig vergessen können wie sie. Vielleicht war es ihr sogar noch schlimmer gegangen als Janina, sie hatte es bloß besser verbergen können.

Als ein Stein gegen ihre Fensterscheibe krachte, schreckte Janina aus dem Schlaf hoch. Am Vorabend war sie erst spät zu Bett gegangen. Zunächst hatte Frau Lechner Madeleine nach Hause gebracht und ein langes Gespräch mit ihrer Mutter geführt. Heute wollte sie zur Polizei gehen.

Ein weiterer Stein traf die Scheibe. Janina ging zum Fenster, um es vorsichtig zu öffnen. Welcher Idiot bewarf sie mit Steinen?

Im Garten stand Marco, bereit den nächsten Stein zu werfen.

„Anläuten hätte es auch getan“, rief sie hinunter.

„Dann hätte ich aber das ganze Haus aufgeweckt“, rief er zurück.

„Da riskierst du es lieber, meine Fensterscheibe einzuschlagen?“

„Genau“, er grinste.

„Weißt du eigentlich wie spät es ist?“, fragte sie.

„Tut mir leid, wenn ich dich geweckt habe, aber ich hab Neuigkeiten, von denen ich dachte, dass du sie bestimmt gleich hören möchtest.“

„Warte kurz, ich komme runter!“ Janina eilte die Stiege hinunter.

„Hi“, grüßte sie etwas atemlos, als sie die Haustür öffnete.

„Hi, hübsches Outfit“, erwiderte Marco.

„Oh.“ Janina hatte ganz vergessen, dass sie noch ihr Nachthemd anhatte.

„Ist jetzt ja egal“, wehrte sie ab, „also, was gibt’s?“

„Gute Neuigkeiten: Frau Lechner hat nun doch nicht vor, zur Polizei zu gehen.“

„Was?“, Janina brauchte ein wenig um die Nachricht zu verstehen.

„Das ist ja großartig!“, rief sie dann. Beinahe wäre sie Marco um den Hals gefallen.

„Nicht wahr? Und ich wollte dich fragen, ... also, ob du vielleicht Lust hättest, mit mir schwimmen zu gehen. Natürlich nicht zum See ... Wir könnten doch ... ins Schwimmbad in der Stadt fahren.“

Janina musste lächeln, es war das erste Mal, dass sie Marco nach Worte ringen sah.

„Gern, dafür sollte ich mir dann aber doch etwas anderes anziehen“, stellte sie fest.

„Nur keine Eile, ich warte hier so lange.“

Janina rannte wieder in ihr Zimmer. Sie freute sich, dass Marco gekommen war. Dass er sie für seine Schwester ausgehorcht hatte, hatte sie ihm längst verziehen. In Wahrheit war sie ihm sogar dankbar. Dankbar, weil endlich alles vorbei war. Noch einmal sah sie aus dem Fenster. Keine einzige Wolke machte der Sonne ihren Platz am Himmel streitig, und Janina freute sich darüber – das erste Mal seit langer Zeit.

Daniela Grünwald

Lang ist die Nacht

Der Holzboden knarrt. Er kommt auf mich zu. Gleich hat er mich. Nein, doch nicht. Verdammt! Ich muss hier weg, kann mich aber kaum bewegen. Mein Herz pocht wie verrückt. Ich zittere am ganzen Körper. Etwas Nasses läuft mir übers Gesicht. Blut, Schweiß oder Tränen? Ich weiß es nicht. Ich muss hier weg. Nur wie?

Das Haus ist riesig. Wenn ich den Ausgang nur finden könnte! Oh Gott, ich muss sterben. Ich werde das hier nicht überleben. Wieso war ich bloß so dumm? Er ist doch eigentlich ein Fremder. Und ich war so naiv, seine Einladung anzunehmen. Ich muss hier weg!

„Das ist Elias“, sagte die Lehrerin, „euer neuer Klassenkamerad. Elias, setz dich doch bitte dort drüben hin.“

Ich glaube, er ist etwas älter als die meisten anderen aus der Klasse, 18, schätzte ich. Sein Äußeres gefiel mir sofort. Groß, sportliche Figur, dunkle Haare, haselnussbraune Augen und ein charmantes Lächeln, dass sogar meine schroffe Geographie-Lehrerin hätte erröten lassen können.

In der Pause stürzten sich meine Mitschüler alle auf ihn, wollten alles über ihn wissen. Doch er hörte ihnen gar nicht richtig zu. Er starrte die ganze Zeit mich an, *mich!* Als er zu mir herüber kam, wusste ich für einen kurzen Moment nicht einmal mehr, wie man atmet. Und dann sprach er mich tatsächlich an: „Hallo, ich heiße Elias, wie du ja bestimmt vorhin mitgekriegt hast. Jetzt haben sich schon alle bei mir vorgestellt, außer dir.“

Ein kurzes Lächeln und ein gestottertes Viktoria waren das Einzige, wozu ich in diesem Moment fähig war.

In den nächsten Tagen versuchte Elias immer wieder sich mit mir zu unterhalten, was gar nicht so leicht war. Sobald ich ihn nur sah, wurde ich nervös und wusste nicht, was ich sagen oder ihm antworten sollte. Ich glaube, er fand es ziemlich lustig, wie ich

verlegen vor ihm herumstotterte. Mir kam es fast so vor, als ob ich für ihn neu sprechen lernen müsste.

Nach einigen Wochen fiel es mir schon leichter seinem Blick stand zu halten. Meine peinliche Unsicherheit verschwand langsam. Ich fand ihn jetzt nicht mehr einfach nur süß, sondern ich hatte mich richtig in ihn verliebt. Jede ‚unabsichtliche‘ Berührung jagte einen kleinen Stromstoß durch meinen Körper, und ich hätte schwören können, dass mein Herz jedes Mal kurz aussetzte. Ich war so verliebt in Elias, dass ich sofort ja sagte, als er mich zu sich nach Hause einlud.

Es war Freitag. Schon den ganzen Vormittag in der Schule war ich ziemlich nervös, zugleich aber auch voller Vorfreude. Am Nachmittag würde ich Elias besuchen. Seine Eltern waren nicht da, also hatten wir das ganze Haus zur Verfügung. Zur Verfügung wofür? Keine Ahnung, was ich mir vorstellte. Vielleicht einen gemütlichen DVD-Abend. Mein Verstand sagte mir, dass Elias vermutlich etwas ganz anderes vorhatte. Doch ich war fest entschlossen, nichts zu tun, wofür ich noch nicht bereit war. Er würde das verstehen, dachte ich.

Als ich Elias Haus betrat, war ich beeindruckt. Eigentlich war es schon fast ein kleines Schloss, aber eben nur fast. Leider bekam ich keine Führung durch sein schönes Heim. Wir gingen gleich auf sein Zimmer. Ohne zu zögern küsste er mich und versuchte mir mein T-Shirt auszuziehen. Doch ich wollte das nicht und stieß ihn weg. Schließlich hatten wir noch den ganzen Abend Zeit.

„Was ist? Was passt der feinen Lady nicht?“, fuhr er mich an.

Ich versuchte es ihm zu erklären: „Warte noch ein bisschen. Ich bin doch noch den ganzen Abend hier.“

„Auf was soll ich bitte warten? Was glaubst du, warum ich dich eingeladen habe? Zum Kuchen backen?“

Ich rastete aus. „Du verdammtes Schwein! Wenn du es so dringend brauchst, buch dir doch eine Nutte!“ Ich wollte aus dem Zimmer stürmen, doch er packte mich am Arm, zog mich zurück und schleuderte mich gegen die Wand. Plötzlich hatte er ein Messer in der Hand. Langsam strich er damit über mein Gesicht: „Ich bekomme schon noch, was ich will.“

Todesmutig stieß ich ihm so fest ich konnte mein Knie zwischen die Beine.

Elias zuckte zusammen und ließ mich los. Ich lief durch den langen Flur, stolperte über einen Teppich. Sofort stand ich wieder auf, doch da tauchte er schon auf. Er

versuchte, mich an meinen Haaren zu packen, aber ich schaffte es, mich in ein Zimmer zu retten und versperrte die Tür. Wie wild schlug Elias gegen die Tür und brüllte, ich solle aufmachen.

Das hier war wohl eine Bibliothek. Ich ging durch eine der vier Türen und betrat ein Büro. Ich konnte nicht zurück auf den Flur, dort wartete er bestimmt auf mich. Also beschloss ich, mich unter dem Schreibtisch zu verstecken.

Ich wartete eine ganze Weile, spitzte die Ohren. Es war ganz leise hier. Ich hörte nur mein Atmen. Wo war Elias? Wartete er vor der Tür auf mich? Oder konnte ich es wagen hinauszugehen und wegzulaufen?

Scheiße! Die Tür öffnete sich. Langsam kam er näher. Gleich würde er mich entdecken und dann? Erstechen, erwürgen oder vergewaltigen?

Ich musste jetzt ganz mutig sein. Vorsichtig kroch ich unter dem Schreibtisch hervor. Nichts wie los! Ich sprang auf und lief aus dem Zimmer, versuchte an ihm vorbei hinaus auf den Flur zu gelangen. Doch Elias war schneller als ich. Er erwischte mich am Arm, schlug mir auf die Nase und riss mich zu Boden. Er stand vor mir, sagte nichts. Das Messer glänzte in seiner Hand. Aus meiner Nase rannte Blut.

Ich will nicht sterben!, schrie es in meinem Kopf. Adrenalin durchfuhr meinen Körper. Ich griff nach der Stehlampe neben mir. Mit aller Kraft warf ich sie Elias entgegen. Schnell jetzt! Ich rannte durch den Gang, der mir endlos lang erschien, dann die Treppe hinunter. Verdammt! Das waren nicht dieselben Stufen, über die ich heraufgekommen war. Oh Gott, nein! Wo war der Ausgang? Ich war in der Küche. Seine Schritte kamen näher. Hier musste es doch ein Messer geben! Entschlossen griff ich zum größten Messer im Messerblock.

Diesmal zögerte er nicht. Er stürzte sich gleich auf mich. Mitten in das große Fleischmesser. Ich sprang zur Seite. Mein Ohr! Es fühlte sich an, als würde es brennen.

Langsam ging er in die Knie, wollte etwas sagen, doch er konnte nicht. Das Messer steckte in seiner Brust. Das Blut breitete sich auf seinem Hemd aus. Mir war übel.

Erst jetzt bemerkte ich, dass das Blut von meinem Ohr über meinen Hals rannte. Mit lautem Herzpochen verließ ich die Küche. Der Ausgang war gleich dort drüben.

Ich kehrte der riesigen Villa den Rücken. Keine Ahnung, wie spät es jetzt war. Heiße Tränen liefen über mein Gesicht. Ich zitterte, schrie los, meine Beine gaben nach. Erschöpft sank ich zu Boden.

Jasmin Kager

Klaras letzte, verhängnisvolle Heimfahrt

Sie sah mir in die Augen. Leere. Ich wusste, dass es bald vorbei sein würde. Klara bewegte ihre Lippen langsam. Ich erkannte, dass sie „Mark“ nuschelte. Doch was hatte es mit dem Namen auf sich?

Ich hörte, wie leise Schritte den Raum betraten, Oberarzt Dr. Konrad. Er wollte sich Klaras Mutter widmen, doch dann bemerkte ich, wie die Herzkurve am Monitor immer flacher wurde. Ein Stich in meinem Herzen.

„Frau Meier, es tut mir wahnsinnig leid, Ihre Tochter hat die letzten vier Tage tapfer gekämpft, doch ...“.

Sonja fing zu weinen an. Ich winkte sie zu mir ans Bett, und wir hielten beide eine Hand von Klara. So konnten wir uns gemeinsam von ihrer wunderbaren, schönen, einzigartigen Tochter und von meiner allerbesten Freundin verabschieden.

Ich bin Mara, Mara Kuboldski. Ich bin 17 Jahre jung und kannte Klara seit dem Kindergarten. Später gingen wir gemeinsam in die Volksschule und Hauptschule und verbrachten jede freie Minute miteinander. Unser größtes gemeinsames Hobby war das Bauchtanzen. Wir begannen damit schon in der Volksschule, trainierten zweimal in der Woche regelmäßig. Klara war die Beste in unserer Tanzschule, sie unterrichtete sogar unsere Minigruppe. Um neben der Schule Geld zu verdienen, arbeitete sie Samstagnachts in einem Club, wo sie ihren unwiderstehlichen Hüftschwung zur Geltung bringen konnte.

Nach einer dieser langen, anstrengenden Arbeitsnächte kam sie Sonntagmorgens nicht nach Hause. In jener Nacht stürmte es, der Hagel schlug die Pflanzen nieder und es goss in Strömen, sodass noch nicht einmal ein Neoprenanzug geholfen hätte. Gegen zwei Uhr früh rief mich Sonja, Klaras Mutter, an. Verschlafen ging ich an mein Handy.

„Mara, weißt du, wo Klara ist? Sie sollte schon seit einer Stunde zu Hause sein. Sie geht nicht an ihr Handy, und auch ihr Chef meldet sich nicht.“

„Nein, ich weiß es nicht. Ich mach mich gleich auf den Weg zu dir, Sonja. Und dann suchen wir sie gemeinsam.“

„Danke. Beeil dich, bitte!“

Als ich bei den Meiers ankam, fuhr mir Sonja mit ihrem uralten, klapprigen VW-Bus entgegen. Klara und ich liebten dieses Fahrzeug mit den Blumenaufklebern, die die

vielen Rostflecken verbargen. Als Kleinkinder spielten wir immer, es wäre unser Urlaubsbus, der uns dort hinbringt, wo wir gerade sein wollten.

Sonja bat mich einzusteigen. Ich hatte noch nicht einmal die Autotür geschlossen, als sie schon losfuhr. Der Regen prasselte auf die Windschutzscheibe, die Scheibenwischer gingen links, rechts, links, rechts ... im vollen Tempo. Ausschau nach Klara zu halten, fiel bei diesem Wetter schwer. Nach etwa einer Stunde gab Sonja die Suche auf. Sie fuhr zurück, stellte das Auto in der Garage ab und begann hemmungslos zu weinen.

Ich tröstete sie, zählte nur Positives auf. Für eine Vermisstenanzeige war es zu früh. Klara war noch keine 24 Stunden verschwunden.

Die restliche Nacht verbrachte ich bei Sonja, um sie zu unterstützen. Sie war alleinerziehende Mutter, hatte ein großes Haus, einen Garten, zwei Hunde, vier Katzen und noch dazu einen Full-Time-Job. Also jede Menge Arbeit.

Ich lag wach und überlegte, wo Klara sein könnte, als es plötzlich an der Tür klopfte. Sonja war inzwischen eingeschlafen. Ich wollte sie nicht wecken, deshalb ging ich an die Tür. Ich zögerte, öffnete sie dann aber doch.

Ein Mann mit Hut stand vor mir. Bevor ich etwas sagen konnte, fing er zu reden an. „Kommen Sie schnell, ich habe Klara Meier am Mur-Ufer gefunden!“ Ich rannte hinter ihm her, sein Hund voraus.

Wir liefen durch nasses Gras, das bis zu meinen Knien reichte. Nach zehn Minuten waren wir am Ziel. Ich sah Klara da liegen. Nass, wie ein Pudel. Ihre braunen Locken klebten in ihrem blutüberströmten Gesicht. Aber sie lebte. „Haben Sie schon die Rettung gerufen?“

„Ja, selbstverständlich!“

Ich nahm Klaras Hand, sie zitterte. Ich beruhigte sie, versprach ihr, dass alles wieder gut werden würde.

Endlich kam die Rettung. Ich begleitete Klara ins Krankenhaus. Hans Lanzmann, der Mann mit dem Hut, ging noch einmal zu Sonja nach Hause, um Bescheid zu geben, dass wir ihre Tochter gefunden hatten.

Der Rettungswagen raste mit Folgetonhorn Richtung Krankenhaus. Ich beobachtete die Männer, wie sie meine beste Freundin versorgten. Die Fahrt kam mir ewig vor. Als wir im LKH Graz ankamen, wurde Klara sofort auf die Intensivstation gebracht, wohin ich sie leider nicht begleiten durfte.

Erst zwei Stunden später konnten Sonja und ich sie besuchen. Der Oberarzt teilte uns mit, dass Klaras Verletzungen sehr schlimm seien und dass sie nicht aussahen, als stammten sie von einem Sturz, sondern als wären sie durch Gewaltanwendung entstanden.

Wir besuchten Klara jeden Tag. Ich brachte ihr täglich frische Blumen mit und erzählte ihr, was sich draußen abspielte. Doch es kam nicht viel zurück, außer kleinen Bewegungen und vereinzelt Worten. Dennoch waren wir guter Hoffnung, dass unsere starke Klara es schaffen würde. Bis ich eines Tages bemerkte, dass sie mit ihren Gedanken abwesend war. Ich wollte Sonja nichts davon sagen, bis es ihr selbst auffiel. Am vierten Tag setzte sie sich auf das leere Bett neben ihrer Tochter, um nachzudenken und dennoch bei ihr zu sein.

Klara schloss ihre rehbraunen Augen, nuschte „Mark“. Ich hielt ihre Hand, spürte wie ihr Puls immer langsamer wurde, bis er schließlich verstummte.

Für Sonja brach die Welt zusammen. Sie hatte ihre einzige Tochter verloren und wusste nicht einmal, wer schuld an ihrem Tod war. Auch die Polizei fand keine brauchbaren Spuren und stellte die Suche nach dem Täter irgendwann ein.

Als ich eines Nachts nicht schlafen konnte, fiel mir der Name Mark wieder ein.

Wen hatte Klara nur gemeint? Mark, Mark ... Hieß ihr Chef im Club nicht so? Er hatte schon lange ein Auge auf Klara geworfen, erzählte sie mir einmal. Doch sie hielt ihn immer auf Distanz. Als er sie beschimpfte, riet ich Klara, mit dem Tanzen im Club aufzuhören, doch sie brauchte das Geld. Der Typ war 47 Jahre alt, Klara gerade mal 17. Was dachte sich dieser Kerl eigentlich?

Ich rief Michael an, einen Bekannten meiner Mutter, der Privatdetektiv ist. Er zögerte nicht, sofort vorbeizukommen, um mit mir zu besprechen, wie wir vorgehen würden.

Am nächsten Tag, trafen wir uns wie vereinbart um 19 Uhr vor dem Club. Wir wollten mit Mark Hütter reden, doch er warf uns die Tür vor der Nase zu. Er brüllte, wir sollen verschwinden. Doch ich hatte eine Idee. Klara erzählte mir mal, dass sich die Tänzerinnen immer donnerstags gegen 17 Uhr im Stadt-Café trafen. Vielleicht würden wir dort an neue Informationen herankommen. Michael war begeistert.

Schon um 16 Uhr waren wir im Café, um Klaras Kolleginnen nur ja nicht zu verpassen. Als sie kamen, sprachen wir sie gleich an. Die meisten kannte ich ohnehin, da ich Klara öfters zu ihren Proben begleitet hatte.

„Hat sich Herr Hütter in letzter Zeit komisch verhalten?“, kam ich gleich zur Sache.
„Ja“, antwortete ein Mädchen. „Er wurde so schnell aggressiv und fing an, uns sofort anzuschreien, wenn ihm etwas nicht passte.“

„Hat er irgendetwas über Klara gesagt?“

Sie schwiegen.

Michael betrachtete die jungen Damen genauer. „Ihr wisst doch was. Ich sehe euch an, dass ihr uns etwas verheimlicht“.

Stille. Dann sagte Miriam: „Letztens fand ich Unterlagen auf Marks Schreibtisch, wo er sich notiert hatte, wie er vorgehen würde, und was er mit Klara vorhatte.“

„Warum bist du nicht sofort zur Polizei gegangen?“

„Er sagte, er würde uns allen etwas antun.“

„Könnt ihr uns diese Unterlagen besorgen?“

Die Mädchen sahen aus, als hätten sie Angst. Michael beruhigte sie. „Euch wird nichts passieren, wir gehen damit sofort zur Polizei.“

Am nächsten Tag brachte Miriam die Unterlagen in Michaels Kanzlei. Wir übergaben sie wenig später der Polizei.

Der Club wurde gestürmt, Mark Hütter festgenommen. Er gestand, Klara vergewaltigt und anschließend die Böschung zum Flussufer hinuntergeworfen zu haben.

Er wurde nicht nur für sein Verbrechen an Klara bestraft, sondern auch für die gefährliche Drohung gegenüber seinen Mitarbeitern.

Nina Plach-Lies

Die Reue

Prolog

Messer sind nicht lieblos, sie sind Helfer.

In der Lade liegen vier Stück. Eines für Gemüse, eines für Fleisch, eines für Brot und eines für Käse.

Kapitel 1

Als Elisabeths Vater in die Küche kam, fing er schon wieder damit an: „Du bist zu fett, hör doch mal auf zu essen.“

Sie überlegte, wie es sich anfühlte, jemanden zu töten. Während er sie weiter beleidigte, sah sie sich alle Messer genau an. Zuerst das Gemüsemesser, das war zu klein. Dann das Käsemesser, das war zu stumpf. Dann das Brotmesser, nicht schlecht.

„Elisabeth, hörst du mir überhaupt zu?“

Sie ignorierte ihn, betrachtete weiterhin die Messer. Das Fleischmesser mit seiner frisch geschärften Klinge wäre auch geeignet.

„Deine Schwester ist viel schlauer und hübscher als du.“

Das stimmte nicht. Sie war hübscher als Rebecca. Das war kein Geheimnis. Beide Schwestern kamen nach ihren Müttern, und ihre war viel schöner als Rebeccas.

Elisabeths Blick ruhte auf dem Fleischmesser. *Das* sollte es sein. Und kein anderes.

Wortlos drehte sie sich um und stach es ihm mitten ins Herz. So fühlte es sich also an, wenn man jemanden tötet.

Kapitel 2

Sie kniete vor ihm und wischte mit einem Tuch den Griff des Messers ab, um ihre Fingerabdrücke zu entfernen. So still hatte sie ihn noch nie gesehen. Sie fühlte keine Reue, sie fühlte sich sogar richtig gut und befreit.

Auf einmal wurde ihr bewusst, was sie getan hatte. Sie rannte aus dem Haus, setzte sich in ihren Seat und fuhr los. Über die Autobahn gelangte sie rasch nach Graz. Sie lief die Stufen zu ihrer Wohnung hinauf und sperrte die Tür auf. Ihre Mutter Jane stand vor ihr. „Schon zurück? Du wolltest den Tag doch bei deinem Vater verbringen“, sagte sie.

„Ich bin schon früher gefahren, hab’s nicht mehr bei ihm ausgehalten. Du weißt ja, wie er ist.“

Elisabeth ließ sich nichts anmerken und ging in ihr Zimmer. Sie legte sich aufs Bett und versank in ihren Gedanken. Sie schreckte erst auf, als ihr Handy klingelte.

Mit weinerlicher Stimme redete ihre Stiefmutter aufgeregt auf sie ein. „Elli d-dein Vater ist t-tot!“, stotterte Christina.

„So beruhig dich doch erst mal und erzähl mir, was passiert ist.“ Elisabeth tat, als ob sie von nichts wüsste.

„Er lag am Küchenboden mit einem Messer in der Brust, als Becca und ich heimkamen.“

„Hast du die Polizei schon alarmiert?“

„Was glaubst du denn? Wenn ein Toter auf meinem Küchenboden liegt ... Becca ist bei dem Anblick sofort zusammengebrochen, sie ist total fertig!“

Unbeeindruckt vom Zustand ihrer Schwester, ging sie gar nicht erst auf dieses Thema ein. Über Rebecca wollte sie wirklich nicht reden.

„Elli, komm doch bitte rüber und hilf mir mit den Polizisten“, schluchzte Christina.

„Bist du verrückt? Ich will nicht auch noch zusammenbrechen.“

„Aber du bist Jura-Studentin. Sowas sollte dir doch nichts ausmachen. Immerhin willst du Anwältin oder Richterin werden, da musst du dich an sowas gewöhnen.“

„Stimmt schon. Ich werde aber trotzdem nicht kommen.“

„Ach, mach doch, was du willst! Wenn du mir nicht helfen willst, obwohl dein Vater gerade ermordet wurde, hat er dir sicher nicht viel bedeutet.“

„Du hast recht.“

„Womit?“

„Dass er mir nicht viel bedeutet hat.“

Ohne weiteren Kommentar legte Christina auf.

Elisabeth hatte ein schlechtes Gewissen. Sie hätte etwas einfühlsamer sein sollen, im Grunde mochte sie Christina ja. Aber sie wollte sie nicht anlügen, sie konnte doch nichts für ihre Gefühle. Ihr Vater war schuld daran.

Kapitel 3

Sie saß an ihrem Schreibtisch und lernte für die nächste Prüfung, als ihre Katze mitten auf das Buch sprang und um Aufmerksamkeit bettelte. Sie schnappte sich Felicitas und setzte sich auf ihren Sitzsack. Während sie ihr Fell streichelte, meldete sich ihr Gewissen.

Hätte ich es nicht tun sollen?

Doch, er hat es verdient.

So schlecht bist du doch nicht, du tötest keine Menschen.

O ja.

Wirst du weitere töten?

Ich habe keinen Grund dazu.

Elisabeth war verwirrt. Sie beschloss, mit ihren Freundinnen Janina und Alina auszugehen. Sie fragte ihre Mutter, ob das okay sei.

„Natürlich, mein Schatz, soll ich dich später wo abholen?“

„Vielleicht, aber ich kann auch mit dem Taxi fahren.“

„Wie du willst.“

Sie rief ihre Freundinnen an und verabredete sich für acht Uhr in einem Lokal im Univiertel. Auf dem Weg dorthin quälten sie ihre Gedanken. Hatte sie das Richtige getan? Oder nicht? Grübelnd überquerte sie die Straße und sah das herannahende Auto nicht. Elisabeth wurde einen Meter in die Luft geschleudert und prallte auf dem harten Asphalt auf. Schlagartig wurde ihr schwarz vor Augen und sie rang nach Luft.

Kapitel 4

Elisabeth öffnete die Augen und sah ein grelles Licht. „Wo bin ich?“, fragte sie.

„Im Krankenhaus, mein Liebling“, antwortete ihre Mutter.

„Was ist passiert?“
„Sie wurden von einem Auto angefahren“, erklärte der Arzt.
„Wirklich?“
„Sie sind mit einem gebrochenen Bein davongekommen, aber wir müssen noch ein paar Tests durchführen, um festzustellen, ob Sie an einer Amnesie leiden.“
„Wie lange muss ich im Krankenhaus bleiben?“
„Mindestens eine Woche.“
„So lang? Kann ich nicht schon heute nach Hause?“
„Elli, mach dir keine Sorgen, deine Prüfung läuft dir nicht davon. Es war deine Professorin, die dich angefahren hat.“
„Welche Prüfung?“
„Im Seminar von Frau Professor Maier.“
„Oh, daran erinnere ich mich gar nicht. Was ist denn sonst noch alles passiert, von dem ich nichts mehr weiß?“
„Wo soll ich anfangen? Weißt du noch, dass du vor 14 Tagen mit deinen Freundinnen ein Wochenende in Linz verbracht hast?“, fragte Jane.
„Aber wir waren doch in Wien.“
„Wunderbar, dass du dich daran erinnern kannst, das war ein kleiner Test.“
Auch der Doktor lächelte zufrieden. „Sie werden sich schon bald an alles erinnern können, junge Dame. Glauben Sie mir.“

Kapitel 5

Kaum hatte Jane ihre Tochter vom Krankenhaus nach Hause gebracht, klingelte es an der Tür.

„Ist Elli da? Ich muss mit ihr sprechen.“
„Christina, sie ist gerade nach Hause gekommen und hat sich hingelegt. Du wirst ihr doch nicht jetzt von dem Mord erzählen wollen. Übrigens, ihr wart ja nicht besonders oft im Krankenhaus.“
„Das weiß ich selbst. Aber ich musste mich doch um die Beerdigung meines Mannes kümmern.“
„Stimmt. Du hättest Elli aber wenigstens mal anrufen können. Wisst ihr schon, wer der Mörder ist?“

„Nein. Nachdem diese Polizisten allesamt Idioten sind, werde ich das jetzt selbst in die Hand nehmen.“

„Und wie, wenn ich fragen darf?“

„Das wirst du schon sehen. Darf ich jetzt zu ihr?“

„Wenn es sein muss.“

„Danke.“ Christina stürmte in Elisabeths Zimmer. „Das ist wieder typisch für dich. Den Tod deines Vaters durch einen Unfall in den Schatten zu stellen. Bloß weil es dir nicht passt, einmal nicht im Mittelpunkt zu stehen“, warf sie Elli an den Kopf.

„Mein Vater ist gestorben?“

„Tu doch nicht so, als wüsstest du das nicht.“

„Entschuldige, aber ich habe eine Amnesie.“

„Wer's glaubt, wird selig.“

„Frag doch meine Mutter oder meinen Arzt. Ich weiß nichts davon. Ist er wirklich tot?“

„Nein, er tut bloß so“, spöttelte Christina.

„Ich wollte mich nur versichern.“

„Ich kläre den Mord jetzt selber auf. Die Polizei ist zu blöd dafür. Und du könntest mir dabei helfen.“

„Ich?“

„Wer sonst? Becca kann ich das nicht zumuten. Sie hat mit ihrem Job und mit ihrer Trauer schon genug zu tun.“

„Als Verkäuferin hat man ja so viel zu tun ...“

„Werd nicht frech, junges Fräulein.“

„Ich studiere, und sie hat nicht einmal Matura.“

„Wehe, du wertest deine Schwester noch einmal ab! Dein Vater hatte recht, sie ist viel besser als du.“

„Sie ist nur meine Halbschwester.“

„Du wirst morgen trotzdem um 5.30 Uhr vor meiner Tür stehen und mir helfen.“

„Sicher nicht, mein Bein ist gebrochen. Du kommst hier rein, beschimpfst mich und glaubst auch noch, dass ich dir helfe, obwohl ich krank bin?“

„Natürlich hilfst du mir.“

„Nein! Ich will nicht mehr. Das hätte ich schon viel früher zu einem von euch sagen sollen.“

„Wie du meinst.“ Wutentbrannt verließ Christina das Zimmer.

War ich zu hart zu ihr?, fragte sich Elisabeth. Ihr Vater war tot, aber wer hatte ihn ermordet?

Kapitel 6

Elisabeths Beinbruch war so weit verheilt, dass sie langsam mit ihren Freundinnen zum Hilmteich spazieren konnte. Dort breiteten sie die Picknick-Decke aus und setzten sich unter einen Baum, um zu plaudern.

„Entschuldigen Sie bitte, wissen Sie, wie man zur Tanzschule Kummer kommt?“
Zuerst erschrak sie über den Mann, der sie ansprach. Auf den zweiten Blick kam er ihr irgendwie bekannt vor.

„Die Tanzschule ist schon seit ein paar Monaten geschlossen. Sie ist dort oben auf dem Berg, einfach durch den Wald hindurch.“

„Dankeschön.“

Jetzt wusste Elisabeth, an wen der Mann sie erinnerte. Sein arroganter Blick hätte glatt von ihrem Vater stammen können. Und plötzlich fiel ihr alles wieder ein. Sie hatte ihn ermordet! Elisabeth sprang auf, um ihre Wasserflasche aus der Tasche zu holen.

„Alles okay mit dir?“, hörte sie noch. Dann schwankte sie und fiel nach hinten.

Kapitel 7

Sie wachte im Schoß von Alina auf.

„Wieso sagst du uns nicht, dass dir schwindlig ist?“, fragte die Freundin.

„Es ist ganz plötzlich gekommen, nicht so schlimm, nur der Kreislauf. Ich bin wohl einfach zu lang gelegen.“

„Aber sowas spürt man doch vorher. Geht's dir jetzt besser?“

„Ja, es geht mir wieder gut.“

„Wir bringen dich lieber nach Hause.“

„Okay, aber sagt meiner Mutter nichts, sie würde sich nur unnötig Sorgen machen.“

„Wir könnten uns bei dir noch Filme ansehen, wie wär's?“

„Gute Idee“, murmelte Elisabeth abwesend. Ihre Gedanken kreisten um ihren Vater. Was hatte sie bloß getan? Auf dem Weg nach Hause wurde ihr noch einmal

schwarz vor Augen, und Janina konnte sie gerade noch auffangen, damit sie nicht auf dem harten Gehsteig aufschlug.

Die Freundinnen trugen sie heim und legten sie aufs Bett. Als Elisabeth die Augen wieder öffnete, wollten die beiden wissen, was mit ihr los sei.

„Ich kann jetzt nicht darüber reden.“

„Schon gut, kein Problem, sollen wir dich allein lassen?“

„Lasst mich bitte nicht allein, sonst mach ich mich nur verrückt, aber frag bitte nicht mehr, was los ist. Versteht ihr das?“

„Sehen wir uns einfach den Film Chocolat an“, schlug Alina vor.

„Super Idee“, meinte Janina.

Kapitel 8

Elisabeth grübelte tagelang, ob sie das Richtige getan hatte. Einerseits fühlte sie sich schuldig, andererseits war sie froh darüber. Sie musste endlich mit jemandem reden, dem sie vertraute, der einzigen Person, der sie wirklich vertraute. „Mama, hast du kurz Zeit für mich?“

„Sicher. Komm mit in die Küche, ich backe gerade. Was ist los? Du siehst so bedrückt aus, ist was passiert?“

„Schon.“

„Erzähl es mir. Du weißt doch, dass du mir alles sagen kannst, egal, wie schlimm es ist.“

„Du musst mir aber versprechen nicht auszuflippen, mich nicht zu verurteilen und es niemandem zu erzählen, bis ich so weit bin.“

„Natürlich, das klingt aber geheimnisvoll.“

„Es geht um Papas Tod.“

„Ja?“

„Ich war am Tag seines Todes bei ihm.“

„Das weiß ich. Aber worauf willst du hinaus?“

„Ich weiß, wer ihn erstochen hat.“

„Das weißt du? Aber das müssen wir doch der Polizei melden.“

„Nein, noch nicht! Du hast es mir versprochen!“

„Schon gut, wer war es denn?“

„Ich war es.“

„Was du?“

„Ich habe Papa umgebracht“, gestand Elisabeth unter Tränen.
„Was? Wieso?“
„Weil ich es nicht mehr ausgehalten hab, dass er immer Rebecca bevorzugt hat, dass er mich ständig runtergemacht hat und dass ich ihm nichts bedeutet hab!“
„Okay. Ich werde der Polizei noch nichts erzählen, sag einfach wenn du soweit bist, gut?“
„Gut.“
„Ich finde es sehr mutig von dir, dass du mir das anvertraut hast.“
„Danke, Mama.“
„Wofür?“
„Einfach für alles, dass du für mich da bist, dass du mir immer zuhörst und dass du mich nicht verurteilst.“
„Wie könnte ich dich verurteilen? Du hättest das bei Gott anders regeln sollen, aber trotzdem bist du mein Kind, und ich werde dich immer unterstützen.“

Kapitel 9

Als Elisabeth den Gerichtssaal betrat, war ihre Mutter die einzige, die ihr aufmunternde Blicke zuwarf. Allen anderen war die Verachtung ins Gesicht geschrieben.

„Stehen sie noch immer zu Ihrer Tat?“, wollte die Richterin wissen.
„Ja, das tue ich.“
„Gab es denn keine andere Lösung?“
„Nein, ich konnte mit ihm nicht reden. Schon gar nicht über die jahrelangen Demütigungen, die er mir angetan hat. Er hätte mir sicher er etwas angetan, wenn ich ihm gesagt hätte, dass er der mieseste, liebloseste Vater der Welt ist.“

Elisabeth wurde zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilt.
War es das wirklich wert gewesen?
Ja, ich würde es jederzeit wieder tun.
Sie hatte sich entschieden, sie fühlte keine Reue, sie hat das Richtige getan und war endlich befreit von ihm.

Viktoria Pirstinger

Letzter Ausweg

Prolog

Endlich kam er: der Tag, an dem ich mit meiner Mutter umzog. Zum allerletzten Mal ging ich in meine alte Schule, um mich von meinen Mitschülern zu verabschieden. Am Nachmittag traf ich mich mit meinen Freunden in unserem Lieblingscafé. Dort hatten wir jeden Tag nach der Schule einige Stunden verbracht.

Um vier Uhr nachmittags ging es dann los. Meine Mutter und ich brachen mit dem Auto von Tirol nach Graz auf. Ich drehte mich noch einmal um und warf einen Blick auf unser Haus, in dem wir zehn Jahre lang gewohnt hatten.

Kapitel 1

Nach fünf anstrengenden Stunden erreichten wir endlich Graz, unseren neuen Wohnort. Ich besichtigte zum ersten Mal unsere neue Wohnung, die ich bis jetzt nur aus dem Internet kannte. Wir holten die Umzugskartons aus dem Auto. Die Möbel waren schon gestern mit dem LKW nach Graz geliefert worden.

An meinem ersten Schultag fuhr meine Mutter mich mit dem Auto zur neuen Schule. Sie konnte mich leider nicht hineinbegleiten, da zu Hause noch eine Menge Arbeit auf sie wartete. Für mich gab es in der Direktion noch Formalitäten zu erledigen. Danach begleitete mich der Schulleiter in meine Klasse. Alle Augen waren auf mich gerichtet. Vor lauter Nervosität bekam ich einen knallroten Kopf. Der Direktor stellte mich meinen Klassenkameraden und der Lehrerin vor. Ich nahm neben Alexandra Platz. Sie wirkte nicht sehr begeistert, dass ich neben ihr saß. Ich wusste jetzt schon, dass wir beiden keine Freundinnen werden. Am Ende des ersten Schultags hatte ich noch immer keine neue Freundin. Eine Woche später leider ebenfalls nicht.

Als Philipp plötzlich vor mir stand, erschrak ich zuerst. Er lachte mich an, und ich fragte mich, was er von mir wollte. Er erkundigte sich, wie es mir gehe und was ich so mache. Ich freute mich über das Gespräch, doch sah ich, dass Alexandra uns beobachtete. Auch Philipp bemerkte es und brach die Unterhaltung ab.

Kapitel 2

Am nächsten Morgen lag ein Kuvert in meinem Briefkasten. Zuerst fragte ich mich, wer mir jetzt schon Briefe schrieb. Was ich las, war nicht sehr erfreulich. Es war ein Drohbrief. ‚Lass die Finger von ihm!‘, stand da. Mein Verdacht fiel sofort auf Alexandra. Zum Glück hatte meine Mutter den Brief nicht in die Hände bekommen, sonst hätte sie sich große Sorgen um mich gemacht. Ich beeilte mich zum Bus. Natürlich saß auch Alexandra drin und beobachtete mich. Ich ließ mir nicht anmerken, dass ich ihren Drohbrief erhalten hatte.

Auch in der Schule zeigte ich nicht, dass es mir nicht gut ging. Philipp schien es dennoch zu bemerken. Er fragte mich, was denn mit mir los sei. Ich erzählte ihm von dem Brief und dass ich Alexandra als Absenderin verdächtigte. Philipp überlegte nicht lang und stellte sie zur Rede, obwohl ich das gar nicht wollte. Wie nicht anders erwartet, stritt Alexandra ab, etwas damit zu tun zu haben. Warum hatte Philipp sie bloß darauf angesprochen?

Nach sechs Stunden Unterricht musste ich zum Turnen. Ich sah noch, wie Philipp mit Alexandra redete, hörte aber nicht, worüber sie sprachen. Einige Minuten nach mir kam auch schon Alexandra in die Umkleidekabine. Sie sah mich finster an. Ich konnte mir vorstellen, warum. Nach dem Turnen verschwand sie auf einmal. Später im Bus wunderte ich mich, dass sie gar nicht mitfuhr. Leid tat es mir jedoch nicht, dass sie nicht da war.

Kapitel 3

Ich hatte schon ein paar Mal versucht, Philipp anzurufen. Endlich hob er ab. Er klang seltsam, fand ich. Er sagte, es sei alles in Ordnung. Ich spürte aber, dass es nicht so war. Philipp beendete das Gespräch sehr schnell. Was war nur mit ihm los?

Am nächsten Morgen war ich als Erste in der Klasse. Vielleicht würde ich vor dem Unterricht noch mit Philipp reden können. Mir blieb der Atem stehen, als ich Alexandra regungslos am Boden in einer Blutlache liegen sah, unweit von ihr eine Schere, die mit Blut beschmiert war. Regungslos vor Schreck, bemerkte ich erst gar nicht, wie ein paar andere Schüler die Klasse betraten. Erst als sie mich beschuldigten,

Alexandra ermordet zu haben, nahm ich sie wahr. Philipp kam nun ebenfalls in die Klasse. Wortlos setzte er sich an seinen Platz, ohne mich zu verteidigen. Als Nächstes stürmte die Lehrerin in die Klasse, die einer der Schüler inzwischen geholt hatte. Schockiert blickte sie auf die tote Alexandra hinunter, ehe sie wieder verschwand, um die Polizei und Alexandras Eltern zu verständigen. Uns Schüler schickte der Direktor nach Hause.

Draußen am Gang versuchte ich, mit Philipp zu reden. Ich wollte wissen, warum er so komisch gewesen war, warum er nichts gesagt hatte. Wusste er etwas über Alexandras Tod? Philipp antwortete mir nicht. So einfach gab ich nicht auf und fragte ihn noch einmal. Er meinte, es gehe ihm nicht so gut und er wisse nichts über den Mord. Plötzlich drehte er sich um und rannte weg. Ich rief ihm hinterher, doch er lief weiter.

Zu Hause probierte ich erst gar nicht ihn anzurufen. Er ging ohnehin nicht ans Telefon.

Der nächste Schultag verlief um einiges stiller als sonst. Alle waren bedrückt wegen Alexandra. Die Lehrer versuchten dennoch, den Unterricht so interessant wie möglich zu gestalten. Nach vier Stunden wurden wir wieder entlassen. Daheim legte ich mich auf das Sofa und schaltete den Fernseher ein. Die Nachrichten berichteten noch immer über den Mord an unserer Schule. Ich ertrug es nicht mehr und schaltete weiter.

Kapitel 4

Am zweiten Schultag nach dem Mord war die Situation noch immer angespannt. Wir waren schon ein bisschen gesprächiger, doch das Bild der toten Alexandra auf dem Boden der Klasse ließ sich nicht so einfach aus dem Gedächtnis löschen.

Nach der Schule sah ich Philipp vom Turnsaal kommen. Er sah beschissen aus. Ich ging auf ihn zu, doch er machte kehrt und wollte einen anderen Weg zum Ausgang nehmen. Ich rannte ihm hinterher und konnte ihn gerade noch abfangen. Philipp wagte es nicht, mir ins Gesicht zu sehen. Als er es doch tat, veränderte sich sein Blick auf einmal, und er begann zu erzählen. Philipp hatte sich nach dem Turnen noch einmal mit Alexandra in der Klasse getroffen, um mit ihr über den Drohbrief zu reden. Es war

zum Streit gekommen. und er hatte sich die Schere vom Lehrertisch gegriffen, um auf sie einzustechen. Er hätte es nicht absichtlich getan, schwor er.

Fassungslos hörte ich Philipp zu. Jetzt war mir auch klar, warum er mich nicht in Schutz genommen hatte. Ich musste sofort weg hier! Philipp rief mir nach, aber ich lief weiter. Er konnte mich nicht aufhalten.

Zu Hause rannte ich gleich in mein Zimmer. Dass meine Mutter mit mir reden wollte, ignorierte ich. Sie klopfte mehrmals an meine Zimmertür, ich schickte sie weg. Als ich ein Auto unten vorfahren hörte, ging ich auf den Balkon. Philipp stieg aus. Ich stieg auf die Balkonbrüstung. Philipp sah zu mir hinauf. Ich hörte meine Mutter hinter mir ins Zimmer kommen. Sie schrie und ich sprang.

Kerstin Wieser

Schuldgefühle

Samstagabend

Hanna knallte ihre Zimmertür zu. Sie ging auf ihr Bett zu und setzte sich. „Verdammt. Ich darf schon wieder nicht mit Betty in die Disco gehen. Meine Eltern erlauben es nicht, obwohl ich schon 17 bin“, fluchte Hanna. Missmutig nahm sie ihr Handy vom Nachttisch und wählte die Nummer ihrer besten Freundin.

„Hallöchen, immer das Gleiche. Ich weiß nicht, was ich anziehen soll. Dabei soll David ein gutes Bild von mir haben. Ich freue mich schon so auf heute Abend. Endlich gehen wir zusammen fort. Das wird bestimmt ein riesen Spaß“, platzte Betty heraus.

„Betty, ich muss dir leider absagen. Meine Eltern haben es sich anders überlegt“, meinte Hanna traurig.

Betty brauste auf: „Das kann doch nicht sein! Immer wieder dieselbe Geschichte!“

„Ich weiß, es tut mir leid.“ Tränen liefen über Hannas Wangen. Doch sie wollte nicht, dass Betty es bemerkte. „Hab Spaß! Und morgen erzählst du mir alles bei einem Kaffee. Tschüs.“

Bevor Betty eine Antwort geben konnte, beendete Hanna das Gespräch. Schluchzend ließ sie sich ins Bett fallen. Sie hatte genug. Jedes Mal, wenn sie mit Freunden ausgehen wollte, machten ihr die Eltern einen Strich durch die Rechnung. Wie sehr sie es hasste, die perfekte Tochter zu spielen! Und dass in ihrer Familie immer alles nach Plan laufen musste. Hanna fühlte sich eingeengt. Nirgendwo durfte sie allein hingehen. Sogar zum Musikunterricht, der mit dem Fahrrad nur fünf Minuten vom Haus entfernt war, begleitete ihre Mutter sie. Aus Angst, ihrer einzigen Tochter könnte etwas passieren. Oft wünschte sich Hanna, dass sie ein eigenes Leben führen könnte, wie ihre Freundin. Betty durfte einfach alles. Am Wochenende ausgehen, mit Freunden im Park abhängen, sogar dort zelten. In manchen Momenten war Hanna auf Betty eifersüchtig, hätte gern mit der Freundin getauscht. Zwar hätte sie dann keine besseren Noten, aber Durchkommen reichte ihr völlig.

Sonntagnachmittag

Wie immer gab es Schokoladenkuchen und Kaffee bei Hanna, wenn Betty sie besuchte. Auch an diesem Sonntag. Das Wetter war perfekt, um draußen im Garten auf der Wiese zu sitzen. Die ersten Tulpen blühten schon, und die Sonnenstrahlen fühlten sich angenehm warm auf der Haut an. Es war fast schon zu einem Ritual geworden, dass Betty die Sonntagnachmittage bei Hanna verbrachte, während ihre Eltern die Großmutter im Altersheim besuchten. Oma war schon ziemlich alt und benötigte nach ihrem Schlaganfall vor sechs Jahren rund um die Uhr Betreuung. Hanna kam sehr selten mit ins Altersheim. Sie hatte nie ein gutes Verhältnis zu ihrer Oma gehabt. Oft wunderte sie sich, dass die Eltern sie nicht zu überreden versuchten, sie zu begleiten. Entweder verstanden sie ihre Tochter ausnahmsweise, oder sie wollten gar nicht, dass sie mitkam.

Als Betty um die Hausecke bog, wartete Hanna schon auf der Picknickdecke im Garten. Sofort legte sie das Buch weg. Wie Betty aussah, hatte sie eine kurze Nacht hinter sich. Die hellblonden Haare waren ein wenig zerzaust, unter den Augen hatte sie dunkle Augenringe, und sie war ungeschminkt. Trotzdem strahlte sie. Hanna war sich sicher, dass mit David etwas gelaufen war. „Na, wie war es gestern? Erzähl mal!“, sagte sie.

Betty konnte es gar nicht mehr abwarten zu erzählen. „Es war fantastisch gestern, beziehungsweise ist es das heute auch noch. David und ich haben uns wirklich gut unterhalten. Er ist total lieb und nett, und er hat mich sogar nach Hause begleitet. Außerdem hat er mich gefragt, ob wir nächste Woche zu seiner Geburtstagsparty kommen wollen. Auch andere Jungs sind eingeladen. Bestimmt ist auch einer für dich dabei.“

„Das freut mich für dich, dass es so gut gelaufen ist. Aber meine Eltern lassen mich sicher nicht auf die Party gehen. Ich kenne diesen David ja nicht so gut, hab ihn doch erst ein paar Mal auf dem Schulhof gesehen.“

„Das ist doch egal. Er ist der beste Freund meines Bruders. Du lernst dort sicher neue Leute kennen und bestimmt hast du auch Spaß“, sagte Betty und nahm ein Kuchenstück vom Tablett.

„Du hast recht. Und wie soll ich das meinen Eltern beibringen? Du weißt, wie sie reagieren, wenn ich das Thema Fortgehen nur anspreche.“

Trotz ihrer müden Augen sprühte Betty vor guter Laune. „Du erwähnst kein Wort von der Party. Freitagabend schleichst du dich unauffällig aus dem Haus und kommst zu mir. Das schaffst du doch, oder? Meine Eltern werden uns dann zu David bringen und dort wieder abholen. Einverstanden?“

Langsam fand Hanna Gefallen an der Idee. „Ja, ich glaube schon. Willst du Federball spielen? Es ist windstill heute.“

Betty nickte, und Hanna holte die Schläger und den Federball aus der Garage. Eine dreiviertel Stunde später kamen Hannas Eltern vom Altersheim zurück. Sie sagten nicht viel und gingen gleich ins Haus. Sie mochten Betty nicht, da sie meinten, sie hätte einen schlechten Einfluss auf ihre Tochter. Hanna war das egal. Schließlich war sie ihre Freundin. Auch Betty spürte die Abneigung der Eltern und brach auf.

Freitag

„I had the time of my life ...“, tönte es aus dem Handy. Hanna tastete auf ihrem Nachttisch danach und stellte den Wecker ab. Es war 6 Uhr morgens. Beim Aufstehen schoss ihr der Gedanke durch den Kopf, dass heute Freitag war. Die ganze Woche schon hatte sie an die Party denken müssen. Zwischendurch hatte sie mit dem Gedanken gespielt, doch nicht hinzugehen, um keinen Ärger mit ihren Eltern zu bekommen. Auf der anderen Seite wäre Betty bestimmt wütend auf sie gewesen. Schließlich hatte Hanna ihr versprochen diesmal mitzukommen.

Beim Zähneputzen überlegte Hanna, wie sie sich am Abend aus dem Haus schleichen sollte. Durch die Haustür zu gehen kam nicht in Frage, da hätte sie am Wohnzimmer vorbeimüssen, und an den Eltern, die sich dort jeden Freitag ihre Lieblingsfernsehserie ansahen. Die Kellertür, die ins Freie führte, war stets abgeschlossen, blieb also nur mehr der Weg durch ihr Fenster. Über den Apfelbaum würde sie dann hinunterklettern. Hanna hoffte, dass die Eltern sie nicht erwischten, sonst war sie einen Kopf kürzer.

Gerade noch rechtzeitig und völlig außer Atem erwischte Hanna den Bus zur Schule. Dort kam ihr Betty lächelnd entgegen. „Ich freue mich schon so auf den heutigen Abend. Meine Mutter holt dich um 9 Uhr vor deinem Haus ab und bringt uns dann zu David. Du brauchst dir keine Sorgen machen wegen deinen Eltern. Sie werden sicher nichts mitbekommen“, sprach Betty ihr Mut zu.

„Okay. Danke. Es ist wirklich cool von deiner Mutter, dass sie mich abholt“, sagte Hanna, und die beiden gingen zur ersten Stunde in den Biologieunterricht.

Nach der Schule warteten ihre Eltern im Esszimmer. Bevor Hanna noch fragen konnte, warum zwei Koffer im Vorraum standen, ergriff ihre Mutter das Wort: „Dein Vater und ich werden über das Wochenende nach Wien fahren. Ich weiß, das kommt alles ein wenig kurzfristig. Ich selbst habe es auch erst heute erfahren, aber ich muss für eine meiner Kolleginnen einspringen und die Eröffnungspräsentation der Sommerkollektion halten. Sonntagvormittag werden wir wieder zu Hause in Graz sein. Das ist doch kein Problem für dich, oder?“

Hanna hatte alle Mühe, ihrer Mutter nicht vor Freude um den Hals zu fallen. Ein kleines Schmunzeln konnte sie sich jedoch nicht verkneifen. „Das kommt jetzt ein wenig überraschend. Aber kein Problem. Ich werde die Tage auch super allein klarkommen. Schließlich habe ich viel zu lernen.“

„Gut. Wir werden dann gleich losfahren. Essen ist im Kühlschrank. Auch für morgen. Außerdem gilt, dass du nicht fortgehen darfst. Bitte halte dich daran. Ich möchte nicht, dass dir etwas passiert. Wenn du irgendetwas brauchst, kannst du uns jederzeit anrufen“, erklärte die Mutter.

Zum Abschied umarmte Hanna ihre Eltern und winkte dann dem schwarzen Firmenwagen nach, bis er nicht mehr zu sehen war. Voller Freude hüpfte sie durchs Haus. Ein solches Glücksgefühl hatte sie schon lange nicht mehr empfunden. Sie musste diese gute Nachricht sofort Betty erzählen.

Hanna beschloss, zur Party ihre schwarzen Jeans und das blaue T-Shirt anzuziehen. Die braunen, langen Haare trug sie offen, mit einer Blume im Haar. Ihr Gesicht schminkte sie nur dezent. Kurz bevor sie abgeholt wurde, aß sie noch eine Kleinigkeit, dann läutete es schon an der Tür.

Betty sah wie immer wunderhübsch aus. „Hallo! Komm, wir sind schon spät dran.“

Hanna zog sich ihre Jacke über, sperrte die Tür ab und sie eilten zum Auto. Bettys Bruder Jonas saß am Beifahrersitz, Betty und sie nahmen auf der Rückbank Platz, und Bettys Mutter fuhr los.

Nach einer halbstündigen Autofahrt quer durch die Stadt erreichten sie das Haus oder besser gesagt, die Villa mit drei Stockwerken, Wintergarten, Swimmingpool und einem riesigen, wunderschön angelegten Garten.

Sie hatten noch nicht einmal die Treppe zum Eingang erreicht, als die Haustür aufging. David begrüßte sie und wandte sich gleich Hanna zu: „Du musst Hanna sein, stimmt’s? Betty hat mir schon erzählt, dass du auch mitkommen wirst. Ich freue mich sehr, dich kennenzulernen.“

Hanna bemerkte, wie ihr Gesicht Farbe annahm. David gefiel ihr, wäre er nicht der Freund ihrer Freundin gewesen. Aus Verlegenheit stammelte sie nur ein paar Worte hervor: „Ja genau, das bin ich. Auch von mir alles Gute zum Geburtstag.“

„Dankeschön. Kommt, lasst uns reingehen!“

Dass David aus einer wohlhabenden Familie kam, merkte man schon im Vorraum, der mit antiken Möbeln aus dunklem Holz eingerichtet war. Der Boden war aus Marmor und ein großer Kronleuchter hing von der Decke. Nachdem sie die Schuhe im Vorraum abgestellt hatten, folgten sie dem Gastgeber ins Wohnzimmer. Auf dem dunkelbraunen Ledersofa saßen bereits Gäste und unterhielten sich.

„Ihr könnt euch alles, was da steht, nehmen. Es ist genug da.“ David zeigte auf den Tisch mit den Getränken und fuhr mit einem charmanten Lächeln fort, „fühlt euch wie zu Hause.“

Betty zögerte nicht lange und schenkte sich ein Glas Sekt ein. Typisch Betty. So etwas ließ sie sich nicht zweimal sagen.

„Betty, könntest du uns auch etwas zum Trinken mitbringen?“, rief David ihr nach.

„Natürlich.“

Hanna, David und Jonas gesellten sich zu den anderen auf das Sofa. Einige der Jungs und Mädchen in der Runde kannte Hanna schon von der Schule, und sie unterhielten sich blendend. Hanna war froh, dass sie mitgekommen war, allein schon wegen David. Ein wenig Alkohol half ihr über die erste Schüchternheit hinweg. Betty hingegen hatte sichtlich schon genug getrunken.

„Betty, gehst du mit mir kurz nach draußen? Ich muss frische Luft schnappen,“ wandte sich Hanna an sie.

Betty torkelte hinter ihr her in den Garten. „Betty, bitte halte dich ein wenig zurück. Du bist schon betrunken, und es ist erst elf.“

„Du hast mir gar nichts vorzuschreiben. Du bist nicht meine Mutter. Warum betrinkst du dich nicht auch?“ Betty hatte Schwierigkeiten gerade zu stehen.

„Betty, du blamierst dich. Ich schäme mich sogar ein bisschen für dich vor David. Was soll er nur denken, wenn du ihn dauernd so hemmungslos anbaggerst?“

„Halte dich da raus! David gehört mir. Ich weiß, du findest ihn auch toll. Das merk ich doch“, lallte Betty.

Hanna unterbrach sie. „Dir gehört David ganz bestimmt nicht! Und überhaupt: Woher willst du wissen, dass ich ihn toll finde? Ich kenne ihn doch erst seit ein paar Stunden.“

„Glaubst du, ich bin blöd? Andauernd starrt ihr euch an. Er lässt mich doch gar nicht mehr an sich heran.“

Betty war zwar betrunken, aber sie hatte recht. Doch Hanna wollte das nicht zugeben. „Kannst du dich noch daran erinnern, was wir uns geschworen haben? Nie den Freund oder Fast-Freund der anderen nehmen. Ich halte mich wie immer daran.“

„Ach, du hältst dich daran? Das ist aber nett von dir. Und wie ist das mit euren Flirtblicken? Mir reicht es langsam. Du sagst immer ab, wenn wir etwas unternehmen möchten, gehst einmal mit zu einer Party und schon spielst du meine Aufpasserin!“, schrie Betty zornig und schüttete Hanna ihr Bier mitten ins Gesicht. Damit hatte die nun wirklich nicht gerechnet. Auch die Haare und ihr T-Shirt waren komplett nass.

Im selben Moment bog David um die Ecke. „Betty, was machst du da? Was für ein lächerliches Benehmen!“

Betty zuckte zusammen und drehte sich um. Wortlos ging sie an David vorbei.

Hanna war verwirrt. Einerseits war sie wütend, andererseits wollte sie am liebsten weinen.

„Hanna komm, lass uns nach oben gehen. Dort kannst du ein Bad nehmen, und ich geb dir dann ein trockenes T-Shirt von mir. Eines wird dir sicher passen.“ David legte seinen Arm um Hanna und brachte sie zurück ins Haus.

Hanna genoss das Bad. Dennoch musste sie die ganze Zeit an Betty denken. Warum war sie so wütend gewesen? War sie wirklich eifersüchtig? Oder nur betrunken. Andererseits war sich Hanna nicht sicher, wie sie reagiert hätte, wenn die beste Freundin und der Fast-Freund sich solche Blicke zuwarfen. Sie war durcheinander. David war nett, hilfsbereit, gutaussehend, hatte einen tollen Körper – alles was man sich von einem Freund wünschte. Hanna wunderte sich über die Gefühle, die sie nach so kurzer Zeit für David empfand. Und sie hatte deshalb ein schlechtes Gewissen ihrer Freundin gegenüber. Das Klopfen riss Hanna aus den Gedanken. „Hanna, wenn du fertig bist, kannst du zu mir ins Zimmer kommen, um ein T-Shirt auszusuchen“, hörte sie David durch die geschlossene Tür sagen.

„Danke. Das ist echt lieb von dir. Ich föhne nur noch rasch meine Haare trocken und komme dann gleich zu dir.“

Sein Zimmer war sehr geräumig. Fotos von diversen Urlauben hingen an einer riesigen Pinnwand. Zahlreiche Poster von Städten und Bands schmückten die Wände. David wartete mit zwei gefüllten Gläsern auf seinem Bett auf sie. Verführerisch, dachte Hanna bei seinem Anblick.

„Na, hast du das Bad genossen?“

„Ja, sehr. Nochmals vielen Dank.“

„Keine Ursache. Ich bin wirklich enttäuscht von Betty. Aber jetzt kannst du meinen Kleiderschrank durchstöbern. Nimm dir, was dir passt“, meinte er und zeigte zum Kasten.

Hanna konnte sich bei der großen Auswahl nicht entscheiden: „Du hast so viele T-Shirts. Ich weiß nicht, welches ich nehmen soll.“

David kam zu ihr und zeigte ihr ein grünes Shirt mit einer englischen Aufschrift. „Nimm das hier. Das passt dir sicher, mir ist es etwas zu klein.“

„Danke. Du kannst ruhig hierbleiben. Wenn du dich umdrehst, ist mir das Recht.“

„Das passt dir perfekt. Kein Wunder. Du hast einen tollen Körper. Komm, setzen wir uns aufs Bett“, meinte er und reichte Hanna eines der Gläser mit Malibu-Orange.

„Danke. Hast du inzwischen mit Betty geredet?“

„Nein, das habe ich nicht. Als ich vorhin die Getränke holen war, hat sie sich gerade mit ihrem Bruder unterhalten. Sie schien bester Laune zu sein. Aber, hey Hanna, zerbrich dir nicht deinen hübschen Kopf. Das wird schon wieder“, versuchte David sie aufzumuntern.

„Ja, du hast recht. Lassen wir dieses Thema. Ich muss das mit ihr alleine in aller Ruhe klären. Willst du nicht zu den anderen Gästen gesellen? Schließlich bist du der Gastgeber.“

„Stimmt. Lass uns noch diese Drinks austrinken, dann gehen wir hinunter. Ich möchte mehr über dich erfahren. Du bist so ein hübsches Mädchen.“ David rückte näher. Auf einmal fand Hanna es unangenehm, dass er sie auf Teufel komm raus anbaggerte. „Danke für das Kompliment. Und was möchtest du genau wissen?“, fragte sie schnippisch.

„Alles“, meinte er und berührte ihre Hand.

Hanna wusste nicht, was sie ihm antworten sollte. Die Berührung lähmte sie. Wollte sie das jetzt auch? Ihr Herz pochte. Davids Gesicht war direkt vor ihrem. Wollte sie ihn

auch küssen? Und dann spürte sie seine Lippen auf ihren. Sein Kuss war sanft. Hanna schloss die Augen. Ja, sie wollte es auch. Es war wunderschön.

„David, bist du ...“ Bettys Stimmer ließ Hannas Gefühle prompt erkalten. Betty stand mitten im Zimmer und schrie sie an: „Das kann ich nicht glauben! Hanna, du Miststück!“ Bettys Blick war dermaßen hasserfüllt, dass Hanna die Tränen übers Gesicht liefen. Die Freundin drehte sich um und lief aus dem Zimmer

„Warte!“, rief Hanna und rannte ihr hinterher. Vor der Treppe erwischte sie Bettys Arm.

„Lass mich los!“, schrie Betty und löste sich aus Hannas Griff. Plötzlich verlor sie das Gleichgewicht, taumelte und stürzte kopfüber die Treppe hinunter. Wie Hanna vorkam, in Zeitlupe. Sie stand wie angewurzelt da. Eine bekannte Stimme drang aus der Ferne an ihr Ohr: „Schnell, ruft die Rettung an!“, und schon rannte David an ihr vorbei.

Hanna setzte sich auf den Boden. Sie konnte nicht klar denken. Was hatte sie nur getan? War Betty tot? Erst als die Rettung kam, rannte sie hinunter, brüllte den Notarzt verzweifelt an: „Ist sie tot?“

„Leider. Das Genick ist gebrochen. Es tut mir leid“, meinte der Notarzt.

„Nein! Das kann doch nicht sein! Betty, wach auf!“ Hanna schüttelte die leblose Freundin.

„Hanna! Warum hast du Betty gestoßen? Es ist deine Schuld, dass sie tot ist“, schrie Jonas sie an.

Hanna rannte aus dem Haus. Immer weiter die dunkle Straße hinunter. Sie hatte keine Ahnung, wo sie sich befand. Ihr Handy hatte sie wohl im Badezimmer liegen lassen. Oder in Davids Zimmer. Hanna lief weiter und weiter. Endlich eine hell erleuchtete Tankstelle! Eine Frau ging auf ihr Auto zu. „Können Sie mir ein Taxi rufen?“, rief ihr Hanna atemlos zu.

„Ich kann dich auch nach Hause fahren. Steig ein, Mädchen! Was ist denn passiert?“

„Nichts ist passiert.“ Hanna staunte über so viel Freundlichkeit.

„Wo wohnst du?“

„Sonnenweg 12.“

Während der Fahrt stellte ihr die Frau immer wieder Fragen. Hanna nickte nur ab und zu. Ihr war nicht nach Reden zumute. Sie war viel zu viel mit sich selbst beschäftigt. Sie war eine Mörderin, hatte ihre beste Freundin Betty auf dem Gewissen. Sie waren seit dem Kindergarten unzertrennlich gewesen. Was sollte sie nur ohne Betty anfangen? Wie ohne die beste Freundin weiterleben? Wenn sie sich wenigstens noch

mit ihr versöhnen hätte können! Die Fahrt kam Hanna ewig vor. Die Schuldgefühle nagten immer heftiger an ihr. Nie wieder würden sie diese loslassen, war sie sicher.

Vor ihrer Haustür bedankte sie sich bei der Frau und lief ins Haus. In der Küche öffnete sie den Medikamentenschrank und griff sich alle Tabletten, die sie finden konnte. Mit einem Glas Wasser ging sie in ihr Zimmer und begann zu schreiben:

Mom, Dad!

Ich liebe euch.

Ich verdanke euch so vieles. Ihr wart tolle Eltern.

Ich liebe euch.

Aber ich kann nicht mit dieser Schuld leben. Betty ist tot.

Ich liebe euch.

Hoffentlich verzeiht ihr mir. Ich werde euch vermissen.

Ich liebe euch.

Hanna

Hanna legte den Brief und den Stift beiseite. Ohne zu zögern spülte sie die Pillen mit Wasser hinunter. Dann legte sie sich hin. Vergessen und ewig schlafen, waren ihre letzten Gedanken.

Marlies Stubenrauch

Geschwisterliebe

Der Bus kam zu spät. Ausgerechnet an diesem Freitagabend, an dem es schneite und überall dreckiger Matsch lag. Als ich am Straßenende zwei Lichter auf mich zukommen sah, freute ich mich, gleich in den Bus einsteigen zu können. Ich hasste den Winter und wollte der klirrenden Kälte endlich entfliehen. Schon beim Öffnen der Tür kam mir ein beißender Gestank entgegen. Ich begab mich in den vorderen Teil des Fahrzeuges, in dem ich fast allein war. Nur in der ersten und letzten Reihe saß jemand. Ich kannte beide Männer.

Mein Nachbar Thomas Jonson in der letzten Reihe verhielt sich ungewöhnlich ruhig. Mit leisen Schritten ging ich auf ihn zu. Auf einmal fühlte ich die Nässe in meinen Schuhen und erblickte die rote Flüssigkeit zu meinen Füßen. Als ich wieder aufsah, wusste ich woher sie kam: aus einer tiefen Stichwunde im Bauch meines Nachbarn. Dass er tot war, war mir sofort klar. Plötzlich spürte ich etwas im Nacken und schaffte es nicht mehr, mich umzudrehen. Was immer passiert war, mir wurde schummrig und schwarz vor den Augen.

Als ich in meinem Bett aufwachte, erkannte ich die zierliche Gestalt meiner Mutter, die Tee und ein Brot zum Nachttisch brachte, um gleich wieder aus dem Zimmer zu eilen. Ich brauchte eine Weile, bis sich meine Augen an das Licht gewöhnten. Ich versuchte mich zu erinnern, was passiert war, doch es wollte mir nicht einfallen. Ich hatte Mühe aufzustehen. Mit flauem Gefühl verließ ich das Zimmer, tapste auf wackeligen Beinen die Stiegen hinunter. Zwei fremde Männerstimmen drangen an mein Ohr. Eine klang rau und tief, die andere ungewöhnlich hoch und kratzig. Langsam bewegte ich mich um die Ecke über den roten Teppichboden in unserem langen Flur. Das Haus war alt. Wie alt genau, wusste ich nicht. Nur, dass es eines der ältesten in Seierburg war. Die Stimmen wurden lauter. Ein kleiner, dicker Mann stand in der Küchentür und starrte mich mit großen Augen an. „Na also, jetzt müssen wir nicht einmal mehr warten bis sie aufwacht“, sagte er mit derselben hohen Stimme, die ich vorhin gehört hatte. Er trat einen Schritt näher und reichte mir die Hand: „Guten Morgen, Frau Zimmerer. Kommissar Markus Schreitner. Ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen, wenn sie sich so weit wohl fühlen.“

Ich war dermaßen verblüfft, dass ich weder gleich antworten noch mich bewegen konnte. Da tauchte meine Mutter und ein größerer Mann im Vorhaus auf. Sie eilte zu mir und legte ihren Arm um mich. „Geht es dir gut, Schatz? Du hast drei Tage im Bett gelegen“, meinte sie besorgt.

Ich nickte benommen. Der große Mann trat hinter ihr hervor. Mit seinen markanten Gesichtszügen schaute er mich ernst an. „Sie sollten sich lieber noch ein bisschen ausruhen. Der Tod Ihres Nachbarn hat sie offenbar sehr mitgenommen. Am besten wir kommen morgen wieder und stellen Ihnen unsere Fragen.“ Richtig! Thomas Jonson war tot im Bus gesessen, erinnerte ich mich wieder.

Alle schauten mich erwartungsvoll an, und endlich kam meine Sprache zurück. „Sie können mich ruhig jetzt fragen. Es geht mir gut. Ich muss mich nur kurz hinsetzen und etwas trinken, dann erzähle ich Ihnen, was ich weiß.“ Es überraschte mich, dass meine Sätze so fließend über die Lippen kamen. Mit wackeligen Beinen bewegte ich mich in die Küche und setzte mich dort auf die Bank. Das einzige, woran ich mich erinnern konnte, war die Kälte, der Bus, der grauenhafte Gestank. Und die Leiche meines Nachbarn. Aber warum ging es mir so schlecht? Was war passiert?

Kommissar Schreitner setzte sich neben mich und zog einen kleinen Block und einen Kugelschreiber aus seiner Jackentasche hervor. „Können Sie sich an irgendetwas erinnern? Oder soll ich zuerst erzählen?“

Ich zuckte mit der Schulter. „Sie zuerst.“

„Vor drei Tagen ist ein Mord passiert. Thomas Jonson wurde kaltblütig in einem Bus erstochen. Wir wissen weder, wer es war, noch warum Ihr Nachbar sterben musste. Wir wissen nur, dass außer der Leiche der Busfahrer, Sie und eine weitere, unbekannte Person im Bus waren.“

Ob mein Freund schon wusste, dass Thomas tot war? Stefan war immerhin sein Bruder, schweifte ich gedanklich ab.

„Können Sie uns jetzt erzählen, woran Sie sich erinnern?“, unterbrach Schreitner meine Gedanken.

„Ich weiß nur, dass es im Bus fürchterlich roch und dass mir kalt war. Mehr weiß ich auch nicht“, meinte ich benommen.

Der Kommissar kritzelte etwas in seinen Block und stand auf, um eine große, schwarze Tasche zu holen. Er kramte darin herum und nahm ein paar Fotos heraus, bevor er sich wieder neben mich setzte. Die Fotos lagen verkehrt auf dem Tisch. Schreitner sah mir in die Augen und sagte: „Wir vermuten, dass Ihnen jemand eine

Spritze in den Nacken gerammt hat. Der Arzt hat dort eine Einstichstelle und Spuren eines starken Betäubungsmittels in Ihrem Blut gefunden. Es tut mir leid, Ihnen diese Fotos zeigen zu müssen, aber vielleicht rufen Sie bei Ihnen eine Erinnerung ab, die uns weiterhilft.“

Beim Anblick der Fotos wurde mir speiübel. Ich sprang auf, rammte den kleinen Mann im Türrahmen, und schaffte es gerade noch aufs WC, um mich dort zu übergeben. Nach dem grauenvollen Anblick von Thomas in all dem Blut, das aus den klaffenden Stichwunden in seinem Bauch gequollen war. Es war öfters zugestochen worden, hatte Schreitner gemeint, denn Thomas war so zerfleischt, dass man die Eingeweide sehen hatte können. Wie konnte ihm das jemand antun? Noch dazu unbemerkt, in einem öffentlichen Verkehrsmittel? Als sich mein Magen wieder beruhigt hatte, kehrte ich zurück in die Küche. Meine Mutter sah mich sorgenvoll an, während Herr Schreitner seine Befragung fortsetzte: „Ich hoffe, dass Sie es mir nicht übel nehmen, aber wir müssen unbedingt wissen, was Sie gesehen haben. Es könnte wesentlich für unsere Ermittlungen sein. Denken Sie bitte scharf nach! Was haben Sie gesehen?“

Ich blickte zuerst ihn an und wagte dann einen weiteren Blick auf die Fotos. Am liebsten wäre ich sofort wieder aufs WC gerannr, doch ich versuchte, mich zu erinnern. Wieder kam mir sein Bruder, mein Freund, ins Gedächtnis. Ich wollte sofort zu Stefan.

Ich schaute den Kommissar an und sagte: „Es tut mir leid! Mir fällt nichts ein, aber ich würde gerne wissen, wie es Thomas‘ Bruder geht.“

„Sie kennen seinen Bruder?“

Ich nickte.

„Es geht ihm gut. Kennen Sie ihn näher?“

„Stefan ist mein fester Freund. Und Thomas war sein bester Freund.“

Meine Mutter schaute mich überrascht an. Ich hatte ihr von unserer Beziehung noch nichts erzählt. Niemand in Seierburg wusste etwas davon – nur Stefan und sein bester Freund Thomas.

Am nächsten Tag ging es mir ein wenig besser. Ich beschloss, Stefan zu besuchen, um zu sehen, wie es ihm ging.

Erst, nachdem ich viermal an der Haustür geklingelt hatte, öffnete Stefan mit Tränen in den Augen. Wir schauten uns an, dann nahm er meine Hand und zog mich ins Haus, hinauf in sein Zimmer. Keiner sagte etwas, nur das Ticken der Uhr war zu hören.

Wir standen eine Weile und schauten uns an, ohne zu sprechen, als uns ein lauter Knall zusammenfahren ließ. Stefan rannte die Treppe hinunter, ich eilte hinter ihm her. Die Haustür war eingetreten, und mir stieg ein verbrannter Geruch in die Nase. Wir schauten hinaus in den Vorgarten. ‚Rache‘ hatte jemand in den Rasen gebrannt.

Stefan zog mich ins Haus zurück und rief die Polizei. Er hielt mich im Arm, bis sie eintraf.

Thomas‘ Freund Richard war schon seit einer Woche nicht mehr anzufinden. Vielleicht hatte er etwas mit dem Mord zu tun. Bisher hatte die Polizei vergeblich nach ihm gesucht.

Stefan schlief seit zwei Tagen bei mir. Meine Mutter hatte ihn und seine Mutter nach dem Vorfall mit der Haustür bei uns zu Hause aufgenommen. Die Polizei hatte sich für den nächsten Tag angekündigt, um sich zu erkundigen, ob mir schon etwas eingefallen sei. Ich wollte mich unbedingt an das Geschehen im Bus erinnern, aber die wesentlichen Puzzlesteine fehlten mir noch immer. So sehr ich mich auch versuchte zu erinnern.

Stefan überredete mich, mit ihm in die Aufbahrungshalle zu gehen, er wollte nicht allein zu seinem verstorbenen Bruder. Ich war noch nie dort gewesen. Der Raum war groß und weiß ausgemalt, der Fußboden mit Laminat ausgelegt. In der Mitte stand ein großer Holzsarg. Ringsherum waren Kerzen aufgestellt, zwei große Blumengestecke zierten den Eingangsbereich. Ich hatte ein merkwürdiges Gefühl, als ob jeden Moment etwas Schreckliches passieren würde. Meine Knie zitterten und mein Magen war flau. Ich schaute Stefan an und ahnte, dass es ihm genauso ging. Gemeinsam schritten wir zum Sarg, dessen Deckel offen stand. Thomas lag mit geschlossenen Augen vor uns, sein Gesicht war schneeweiß. Wir starrten seinen Leichnam minutenlang an. Auf einmal war ein lauter Knall zu hören, und die Tür fiel ins Schloss. Ich schrie vor Schreck auf, und Stefan nahm mich wieder in seine Arme. Wir blickten beide zur Tür. ‚Es war sicher nur der Wind. Bestimmt kommt ein Unwetter. Besser, wir gehen nach Hause‘, schlug Stefan vor und ging voraus. Langsam drückte er die Schnalle hinunter und schob die Tür auf.

Nichts regte sich. Am Himmel war keine Wolke zu sehen. Ich entdeckte die Blutflecken auf dem Boden, die in Richtung Friedhof führten. Ich wollte weg von hier, doch meine Neugier trieb mich voran. Stefan folgte mir. Die Blutflecken mündeten in einer große Lacke. Weit und breit war niemand zu sehen, zu dem das Blut gehört hätte.

Ich beschloss, zum Auto zurückzukehren. Der Weg über den Friedhof führte uns an Thomas' frisch ausgehobenem Grab vorbei. Ich konnte nicht anders, als hineinblicken und entdeckte den Grund für das viele Blut.

Richards Augen starrten mich aus dem Grab an, sein Gesicht war schmerzverzerrt, in seine Brust war ‚Rache‘ eingeritzt. Ich hielt die Luft an und wandte mich ab, um mit Stefan davonzulaufen. Doch der war weg! Die Panik überfiel mich. Schreiend lief ich in Richtung Ausgang, direkt auf die dunkle Gestalt zu. Ich drehte mich um, da war Stefan wieder hinter mir. Ich sah ihm in die Augen, als ich etwas auf meinem Bauch spürte. Ich wagte es nicht hinunterzublicken, ich wusste auch so, dass es eine Pistole war. „Warum?“ flüsterte ich. Er packte mich am Arm und zerrte mich zu dem anderen Mann hinüber, der inzwischen nähergekommen war. In der Dämmerung konnte ich seinen besten Freund Karl erkennen.

„Warum so überrascht, Madeleine? War das nicht zu erwarten gewesen?“, fragte er mich.

„Nein! Was wollt ihr von mir?“, schrie ich sie an.

Stefan stellte sich neben seinen Freund, die Waffe immer noch auf mich gerichtet. „Verstehst du es wirklich nicht?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Thomas wollte doch immer nur dich! Deswegen musste er aus dem Weg geräumt werden, ehe Richard und er mich töten.“ Er lachte verächtlich.

„Woher willst du wissen, dass sie dich töten wollten?“

„Karl hat's gehört. Stimmt's, Karl?“

Karl nickte und grinste.

„Alles wäre gut geworden, wärest du nicht in diesen Bus eingestiegen und hättest Karl gesehen.“

Karl! Natürlich! Jetzt fiel es mir wieder ein. Der dritte Mann im Bus war Karl gewesen. Er musste mir auch die Spritze verpasst haben!

„Und was hat es mit der ‚Rache‘-Aktion auf sich?“

„Die kleinen Streiche sollten den Verdacht von uns weglenken“, erklärte Stefan.

„Und jetzt bist du dran“, drohte Karl. „Du weißt zu viel, und wir können uns nicht auf dich verlassen.“

Mein Magen drehte sich vor Angst um. Warum passierte das ausgerechnet mir? „Stefan, Schatz, ich dachte, du liebst mich. Du kannst mich doch nicht einfach umbringen. Das glaube ich nicht.“

„Wegen dir habe ich mich mit Thomas bis aufs Messer gestritten. Es ist deine Schuld, dass ich keinen Bruder mehr habe. Du hast ihn verzaubert, du Hexe! Dafür hasse ich dich!“

Der Typ musste völlig wahnsinnig sein! Wie hatte ich mich nur derart in Stefan täuschen können? „Ich kann doch nichts dafür. Ich wollte immer nur dich. Ich liebe dich!“ Es war ganz egal, was ich sagte. Mein Ende war gekommen, so viel war sicher. Sollte ich schreien? Aber wozu? Hier am Friedhof würde mich ohnehin keiner hören.

„Hättest du dich bloß von meinem Bruder ferngehalten, wäre es nie so weit gekommen!“

„Du wirst damit nicht davonkommen“, bluffte ich. „Stell dich lieber der Polizei.“

„Hört endlich auf zu quatschen!“, mischte sich Karl ein. „Los, Stefan! Verabschiede dich von ihr!“

„Du hast recht.“ Stefans Blick war kurz zärtlich, bevor seine Miene wieder versteinerte. „Vermutlich hätten wir sogar geheiratet, aber so ...“ Er küsste mich auf die Stirn, drehte sich um und gab Karl die Pistole.

Karl zielte auf mich, und ich schloss die Augen. Dass mein Leben so enden musste! Mir war eiskalt und ich zitterte, während ich auf den Knall und den Schmerz wartete.

Doch es kam nichts. Ich öffnete die Augen, als zwei Schüsse fielen. Karl ging stöhnend in die Knie. Jemand packte mich am Arm und führte mich zum Ausgang. Ich war zu benommen, um den Mann anzusehen. Erst als ich draußen meine Mutter wahrnahm, erkannte ich in Kommissar Schreitner meinen Retter. Wie in Trance nahm ich wahr, dass Stefan von uniformierten Polizisten abgeführt und Karl in einen Krankenwagen geschoben wurde. Ich konnte es kaum fassen, dass ich überlebt hatte.

Später erfuhr ich, dass meine Mutter die Polizei gerufen hatte, als ich vom Friedhof so lange nicht nach Hause gekommen war.

Stefan und Karl sitzen inzwischen ihre Haftstrafe ab. Bei Karl wird es ein paar Jahre länger dauern, da er die Morde begangen hat. Aber auch Stefan werde ich so bald nicht wiedersehen. Und das ist auch gut so.

Priscilla Tautscher

Emilia vermisst

Heute war Emilias 17. Geburtstag. Schon seit Jahren freute sie sich auf diesen Tag und war dementsprechend aufgereggt. An diesem Abend stand auch das jährliche Stadtfest auf dem Programm. Jeder aus der Stadt kam dorthin, um zu feiern und Spaß zu haben. Emilia verbrachte Stunden in ihrem Zimmer, um sich für das Fest herzurichten. Sie sah wunderschön aus mit ihren Korkenzieherlocken, dem dezenten Make-up und dem schwarzen Minikleid. Laute Musik drang aus ihrem Zimmer, während ihre Mutter unten in der Küche das Abendessen kochte. Ein köstlicher Geruch zog die Stiegen hinauf. Emilia tanzte und sprang herum, als gäbe es kein Morgen. Heute wollte sie länger ausbleiben als sonst. Sie hatte ihre Mutter tagelang angefleht, zu ihrem 17-ten nicht nur bis zwei Uhr früh ausbleiben zu dürfen. Karen war nicht sehr begeistert gewesen, trotzdem stimmte sie schließlich zu, dass ihre Tochter bis halb vier ausbleiben dürfe, vorausgesetzt Emilias Bruder Florian brachte sie heim.

Karen schickte Emilias kleine Schwester hinauf, um sie zum Abendessen zu holen. Im selben Augenblick öffnete sich die Haustür, und der Vater kam von der Arbeit heim. Emilia und ihre Schwester setzten sich an den gedeckten Tisch. Zum Dessert brachte ihre Mutter eine wunderschöne, große Geburtstagstorte, auf der ‚Alles Gute zum Geburtstag, Emilia!‘ stand. Sie zündete die Kerzen an. Mit dem Kerzenschein sah die Torte noch prächtiger aus. Emilia schloss ihre Augen, wünschte sich etwas und blies die Kerzen aus. Dann verschlang sie ihr Tortenstück, da sie um acht Uhr das Haus verlassen wollte, um mit dem Moped zu ihrem Onkel ins beste Restaurant der Stadt zu fahren. Der Onkel gratulierte ihr und schenkte seiner Nichte einen Hundert-Euro-Schein. Emilia bedankte und verabschiedete sich und verließ voller Freude mit ihrer Kusine Sabrina das Restaurant.

Um fünf Uhr morgens saß Karen am Küchentisch und zerbrach sich den Kopf, wo Emilia nur sein könnte. Die ganze Nacht hatte sie vergeblich darauf gewartet, dass sie endlich nach Hause kam. Inzwischen machte sie sich schreckliche Sorgen, dass etwas passiert war. Als sie es nicht mehr aushielt, weckte sie ihren Sohn. Sie fragte ihn, wo Emilia sei, doch Florian wusste es nicht. Dass sie sich kurz vor halb vier vor der Haustüre treffen hätten wollen, um es so aussehen zu lassen, als wären sie gemeinsam

nach Hause gekommen, verschwieg er der Mutter. Auch, dass Emilia nicht aufgetaucht war. Normalerweise konnte man sich auf sie verlassen.

Karens nächster Gedanke war, Sabrina zu fragen, waren die beiden Mädchen doch gemeinsam fortgegangen. Emilias Vater Philipp rief seinen Bruder an und fragte, ob Sabrina, schon daheim sei. Die schlummerte friedlich in ihrem Bett. Anscheinend war Emilia allein weitergezogen.

Karen stand kurz vor einem Nervenzusammenbruch. Es war schon halb sechs, und sie hatte noch immer kein Lebenszeichen von ihrer Tochter. Niemand wusste, wo Emilia war.

Philipp und Karen zogen sich an und fuhren zur Polizei, um ihre Tochter als vermisst zu melden. Da sie noch keine 24 Stunden verschwunden war, konnte noch keine Vermisstenanzeige aufgegeben werden.

Acht Stunden vermisst

Noch immer keine Spur von Emilia. Leises Weinen und ein Geflüster drang aus dem Schlafzimmer der Eltern. Florian hatte ein schlechtes Gewissen, da er seine Schwester nicht wie vereinbart abgeholt hatte, sondern einfach nach Hause gefahren war.

Emilias Eltern beschlossen, mit Sabrina zu reden, um herauszufinden, was in der Nacht passiert war.

Sabrina wirkte angespannt. Bei jedem Satz stotterte sie und erzählte ihre Geschichte jedes Mal anders. Emilia sei um halb zwölf mit ihrem Freund im Auto weggefahren. Sie hätten sich gestritten, und ihr Freund sei sehr sauer auf sie gewesen, weshalb er mit ihr allein hatte reden wollen. Danach habe Sabrina Emilia nicht mehr gesehen und sei auch allein nach Hause gefahren. Karen und Philipp wussten nicht einmal, dass ihre Tochter einen Freund hatte und waren dementsprechend verblüfft. Karen hatte immer gedacht, Emilia würde ihr alles erzählen.

13 Stunden vermisst

Emilias Eltern fuhren zum Freund ihrer Tochter und fragten ihn nach der vergangenen Nacht. Der Freund erzählte, dass sie schon seit drei Monaten zusammen waren und

eigentlich eine gute Beziehung führten. Im Auto hätten sie sich unterhalten und geküsst. Es sei auch ein bisschen Alkohol im Spiel gewesen, und plötzlich habe Emilia auf der Fußmatte einen Ohrring gefunden, der nicht ihr gehörte. Sie dachte, er würde sie betrügen und stieg aus dem Auto aus, um allein im Wald zu verschwinden. Er sei ihr kurz hinterhergelaufen, doch sie schrie, er solle sie gefälligst in Ruhe lassen. Um keinen weiteren Streit zu provozieren, war er umgekehrt und nach Hause gefahren.

20 Stunden vermisst

Mittlerweile suchte die Polizei nach Emilia und fand im Wald ihre Handtasche. Die Familie hoffte, dass Emilia noch lebte, doch zurzeit fehlte jede Spur von ihr. Niemand konnte sagen, ob sie jemals zurückkommen würde. Emilias kleine Schwester wurde in der Schule gehänselt und ausgefragt, was passiert war. Für die Familie war die Situation fast unerträglich. Am schlimmsten waren die neugierigen Fragen.

28 Stunden vermisst

Ein neuer Tag. Die Polizisten durchstreiften mit Spürhunden den Wald, um Emilia endlich zu finden. Ihre Eltern hofften noch immer, dass die verschwundene Tochter wieder nach Hause kommen würde und vielleicht nur leicht verletzt irgendwo lag.

Dann der grausige Fund: Am Flussufer lag die Leiche einer jungen Frau. Noch wusste die Polizei nicht, ob es Emilia war.

30 Stunden vermisst

Das Telefon klingelte. Die Polizei verkündete den Eltern die schreckliche Nachricht: Emilia war tot. Karen und Philipp brachen in Tränen aus, wussten nicht mehr weiter. Welcher Unmensch brachte ein so junges Mädchen um? Und warum Emilia? Ausgerechnet an ihrem 17. Geburtstag!

Die Obduktion ergab, dass sie einen kräftigen Schlag auf den Kopf bekommen hatte und im ersten Monat schwanger gewesen war. Die Familie war geschockt. Niemand hatte etwas davon gewusst. Emilias Freund erzählte den Eltern, dass sie noch nie miteinander geschlafen hätten. Nur wer war dann der Vater?

Um neue Hinweise zu erhalten, durchsuchten die Polizisten Emilias Zimmer und fanden einen Brief. „Ich werde unser Kind abtreiben. Es macht keinen Sinn. Du bist glücklich verheiratet und mein Lehrer.“ Für die Polizei war es ein Leichtes, herauszufinden, wer dieser Lehrer war. Er gestand, dass er eine Affäre mit Emilia gehabt, aber nichts von einer Schwangerschaft gewusst hätte. Die Beziehung habe er vor einer Woche beendet, da er viel zu viel Angst gehabt hätte, dass sie in der Schule auffliegt und er seinen Beruf verliert. Er schwor, dass er mit Emilias Tod nichts zu tun hätte, weil er sie trotz des Altersunterschiedes geliebt hätte. Seine Frau hatte keine Ahnung.

Einige Tage später klopfte es an der Haustür. Sabrina bat mit kreideweißem Gesicht um Einlass. Sie gestand ihrem Onkel und der Tante, dass sie die Kusine erschlagen hatte. Zitternd erzählte sie ihnen, dass sie sich in Emilias Freund verliebt hätte. Sie habe gewusst, dass Emilia ihn nicht aufrichtig liebe. Schließlich sei sie von ihrem Lehrer schwanger gewesen. Emilia hätte ihren Freund nicht verdient. Sabrina wollte ihn für sich haben.

In jener Nacht hatte Emilia nach dem Streit mit ihrem Freund Sabrina angerufen, damit sie sie mit dem Moped aus dem Wald abhole. Erst freute sie sich, die Kusine zu sehen, dann bemerkte sie, dass Sabrina ein Ohrring fehlte. Emilia rastete aus. Sie schrie die Kusine an, dass sie es mit ihrem Freund treibe, sie beschimpfte und provozierte sie, bis Sabrina voller Wut mit einem Stein auf Emilia einschlug. Als sie feststellte, dass sie nicht mehr atmete, zog sie die Leiche weiter in den Wald hinein und warf sie dann über die Böschung zum Fluss hinunter. Danach fuhr Sabrina nach Hause und legte sich ins Bett, als wäre nichts passiert.

Inzwischen täte es ihr unsagbar leid, meinte sie unter Tränen. Auch wenn Karen und Philipp ihr glaubten, half das nun nichts mehr. Philipp wählte die Nummer der Polizei.

Jacki Wolf

L'amour est la poésie des sens

Die Liebe ist die Poesie der Sinne, Honoré de Balzac

Prolog

Sein Herz schmerzt.

Blut rinnt über seinen Körper.

Seine Augen schließen sich langsam.

Er ist tot.

Ein Schuss direkt in sein Herz, und es ist um ihn geschehen.

Vom Mörder keine Spur.

Die Freundin hält ihn im Arm und schreit: „Michael!“

Doch kann er nichts mehr erwidern.

Kapitel 1

Michael und Marie sind das Traumpaar hier auf der Uni. Schon seit einem Jahr sind die zwei zusammen. Michael studiert gemeinsam mit seinem besten Freund Andreas Mathematik. Marie Psychologie. Natürlich haben Andreas und Marie eine gute, freundschaftliche Beziehung, aber Andreas' Gefühle für Marie sind stärker. Er wird den Moment nie vergessen, als Michi ihm Marie vorstellte, und welches Gefühl ihn bei ihrem Anblick durchfuhr. Für ihn war es Liebe auf den ersten Blick. Ihr braunes Haar, die blauen Augen und ihr umwerfendes Lächeln verzaubern ihn immer wieder aufs Neue. Bis heute quält Andreas die Eifersucht, aber er muss sich damit abfinden, dass Maries Herz Michael gehört.

Jeden Samstag treffen sich die drei Freunde, gehen gemeinsam essen oder ins Kino. Trotz seiner Eifersucht kommt Andreas regelmäßig, weil es nichts Schöneres für ihn gibt, als Marie zu sehen und mit ihr zu lachen. Doch dieser Samstag ist anders.

Irgendetwas stimmt einfach nicht. Vielleicht ist es die Tatsache, dass Andreas seine Gefühle vor Marie nicht länger verbergen kann oder dass die zwei Liebenden später zu Michael gehen wollen, um sich dort noch einen gemütlichen Abend zu machen. Wie sehr Andreas die Vorstellung hasst, dass sie bei ihm ist oder umgekehrt. Möglicherweise

hat es auch damit zu tun, dass Andreas neulich gesehen hat, wie Michael eine andere küsste. Es war nicht einfach nur ein Küsschen links und rechts, so etwas Harmloses würde ihn nicht quälen. Nein, es war ein leidenschaftlicher Kuss. Andreas konnte es gar nicht fassen, was er dort sah. Michael betrog sein Ein und Alles? Das war doch nicht möglich! Er war ziemlich wütend auf den Freund. Wie konnte er Marie nur so hintergehen? Wo sie ihm doch blind vertraute.

Sollte er Marie davon berichten? Sie würde in Tränen ausbrechen und todunglücklich sein. Das möchte Andreas auf keinen Fall. Verschweigen ist aber auch keine Lösung. Er muss Michi darauf ansprechen.

Wie vereinbart treffen sich die Freunde beim Chinesen. „Hallo Andreas, da bist du ja endlich. Ich hab so großen Hunger.“ Marie strahlt übers ganze Gesicht.

„Tut mir leid, der Bus hatte Verspätung.“

„Kein Problem. Alles in Ordnung? Du schaust drein, als würde dich etwas bedrücken.“

Marie hat einen Sinn dafür, ob es jemanden gut geht oder nicht. Außerdem studiert sie ja Psychologie.

„Alles in bester Ordnung“, lügt Andreas, „ich bin nur etwas müde.“

„Und ich bin hungrig. Wie wär’s mit Bestellen?“, schlägt Michael vor.

Die ganze Zeit kann Andreas über nichts anderes nachdenken, als über diesen Kuss. Doch noch war keine Gelegenheit, Michael darauf anzusprechen.

„Ich hab gehört, dass du gestern von eurem Professor gelobt worden bist.“ In Gedanken versunken hört Andreas Maries Worte nicht.

„Andreas? Andreas!“

„Was?“

„Mann, was ist los mit dir? So müde bist du doch sonst nie. Marie hat dich etwas gefragt.“

„Sorry, ich ...“

„Kein Problem.“ Marie lacht ihn an. „Also, du wurdest von eurem Professor gestern gelobt?“

„Ja, ja. Wir machen gerade ein Thema durch, das ich sehr interessant finde.“

„Wir machen auch gerade ein sehr interessantes Thema durch. Es geht um die Redewendung ‚Ich kann dich nicht riechen‘.“

„Was hat das denn mit Psycho zu tun?“, mischt sich Michi ein.

„Naja, man erriecht seinen Partner eben.“

Kein Wunder, dass Andreas Maries Geruch inhaliert, wann immer sich die Möglichkeit bietet.

„Dann kann ich erst recht verstehen, warum du dir mich ausgesucht hast“, scherzt Michael.

Marie muss noch schnell aufs Klo, bevor sie gehen. Für Andreas die Chance, mit Michael über sein unangebrachtes Verhalten zu reden. „Sag, ist Marie eigentlich die einzige Frau in deinem Leben? Ich mein, du könntest sicher mehrere haben, wenn du wolltest, oder nicht?“

„Worauf willst du hinaus? Du hast mir noch nie eine blödere Frage gestellt. Ich will nicht behaupten, dass ich jede haben könnte, aber sicher einige. Trotzdem ist Marie die einzige für mich. Wieso glaubst du denn bin ich mit ihr zusammen?“

„Sag du es mir.“

„Andy, im Ernst, was willst du?“

„Ich will, dass du Marie nicht mehr belügst. Sie vertraut dir und ich möchte, dass du ihr die Wahrheit sagst.“

„Wovon redest du? Drück dich bitte präziser aus. Du machst mich echt noch krank mit deiner Geheimnistuerei.“

„Du sollst Marie gestehen, dass du eine andere geküsst hast. Wenn nicht sogar schon mehr passiert ist ...“ Andreas' Worte klingen streng.

Michaels Gesichtsausdruck verändert sich. Er kneift Mund und Augen zusammen. „Woher weißt du das?“

„Ich habe gesehen, wie du sie geküsst hast.“

„Vielleicht hast du dich geirrt. Kannst du schwören, dass ich das war?“, fragt Michael ernst.

„Ich bin mir sicher, dass du das warst und außerdem, warum solltest du sonst so reagieren?“

„Du bist zwar mein bester Freund, aber misch dich nicht in mein Beziehungsleben ein. Verstanden?“

„Weil ich dein bester Freund bin, mische ich mich ein. Du brichst ihr das Herz. Sie hat die Wahrheit verdient.“

„Dir geht es gar nicht um mich, stimmt's? Dir geht es doch nur um Marie. Du machst dir Sorgen um sie.“

„Nein, ich meine, auch, aber das tut nichts zur Sache.“

„Logisch, du bist verliebt in sie.“

„Unsinn. Sie ist doch mit dir zusammen.“

„Das ist ein Grund, aber kein Hindernis. Gib es zu! Du hast dich in meine Freundin verliebt. Sonst würde es dir nicht so nahe gehen, wenn ich eine andere küsse.“

„Und wenn es so wäre ... Marie hat die Wahrheit verdient, wie jede andere Freundin.“

„Ja, klar“, meint Michael spöttisch.

Bevor Andreas antworten kann, kehrt Marie mit ihrem bezaubernden Lächeln zurück: „Habt ihr euch gut unterhalten?“

„Klar, Schatz.“

Sie bezahlen und verabschieden sich. Die Blicke der beiden Männer sind anders als sonst. Die Freunde sind jetzt Rivalen.

Kapitel 2

Während Marie und Michael den Abend zu zweit verbringen, geht Andreas laufen, um seinen Kopf frei zu bekommen. Doch er muss die ganze Zeit über die Diskussion mit Michael nachdenken. Und dass er jetzt weiß, was Andreas für seine Freundin empfindet.

Michael hätte doch zustimmen müssen, dass Marie die Wahrheit verdient, wenn er sie ehrlich liebte, überlegt Andreas. Aber diesem Idioten ist das scheinbar nicht so wichtig. Hauptsache er hat seinen Spaß und eine hübsche Freundin.

Während Andreas läuft und läuft, spielt sich bei Michael und Marie eine ganz andere Geschichte ab. „Du schaust so nachdenklich aus, seit wir das Lokal verlassen haben. Worüber habt ihr denn geredet?“, fragt Marie.

„Nichts Wichtiges.“

„Sicher? Du weißt, du kannst über alles mit mir reden.“

„Ich weiß, Marie. Es gibt aber nichts zu reden“, sagt Michael und wirkt noch immer nachdenklich.

„Möchtest du was zum Knabbern?“

„Ja, bitte. Und einen richtig guten Action-Film. Was sagst du dazu?“

„Wenn du möchtest, mein Schatz.“

Marie geht in die Küche und bereitet Popcorn zu. Sie überlegt, was Michael so zu schaffen machen könnte. Ob es was mit Andreas zu tun hat? Die beiden sind doch

beste Freunde oder ist da noch etwas anderes? Ein Knall reißt Marie aus den Gedanken. Sofort lässt sie alles fallen und rennt ins Wohnzimmer. Am Boden liegt ihr Freund, Blut überströmt.

„Michael, Michael!“ Marie ruft die Polizei an, die Feuerwehr, einfach jeden, der ihr einfällt. Es dauert keine fünf Minuten, bis Polizei und Rettung eintreffen. Für Michael kommt jedoch jede Hilfe zu spät. Marie ist völlig aufgelöst. Sie bringt kein Wort mehr heraus und zittert am ganzen Körper. Die Polizei bringt sie zu ihren Eltern, damit sie nach dem schrecklichen Vorfall nicht alleine ist. Marie geht unter die Dusche, danach schlafen. Nichts wird mehr so sein, wie es einmal war.

Kapitel 3

Zwei Tage sind vergangen seitdem Michael ermordet wurde – für Marie das Schlimmste, was jemals hätte passieren können. Ihre Freundinnen versuchen sie seither immer wieder zu trösten, aber Marie blockt ab. Sie ist nicht mehr die, die sie vorher war: immer gut drauf, nett, und hilfsbereit, dabei etwas zurückhaltend. Seit Michaels Tod lässt sie niemanden mehr an sich heran.

Für Andreas ist sie immer noch die bezauberndste Frau auf der Welt. Er würde sie so gern wieder lachen sehen. Beharrlich versucht Andreas sie aufzumuntern, vergeblich. Es ist hart für ihn zu sehen, wie unglücklich sie ist. Und er bereut die Diskussion mit Michael. Obwohl er nicht annimmt, dass er Marie von seinen Gefühlen erzählt hat, sonst würde sie ihn wahrscheinlich anders behandeln.

Wie jeden Freitagabend ruft Andreas Marie an, um sich für Samstag mit ihr zu verabreden. Aber sie hat keine Lust, die Tradition ohne Michael weiterzuführen. Andreas bleibt hartnäckig: „Komm schon, das lenkt dich ab. Wir gehen ins Kino und zum Italiener.“

„Ich bin mir nicht sicher, ob ich schon so weit bin.“

„Doch, Marie. Das wird ein schöner Abend. Nur wir zwei. Du bestimmst, welchen Film wir uns anschauen. Na, wie klingt das?“

„Nicht schlecht aber ...“

„Kein aber. Du schließt dich sonst nur mehr zu Hause ein.“

„Ich habe also keine andere Wahl?“

„Nein, hast du nicht!“

„Dann bis morgen.“

Andreas ist richtig stolz auf sich, dass er Marie überredet hat mitzukommen.

Andreas wartet vor dem Kino. Er ist beunruhigt. Vielleicht kommt sie ja gar nicht und hat nur zugesagt, damit er Ruhe gibt. Doch endlich sieht er sie kommen.

„Bin ich zu spät?“

„Nein, nein. Welchen Film möchtest du dir denn anschauen?“

„Der letzte Tempelritter.“

Marie lässt sich von dem Film mitreißen. Andreas merkt ihr an, dass sie von ihren Sorgen abgelenkt ist. Sie lacht sogar, und Andreas freut sich riesig, dass er sie endlich wieder strahlen sieht. Beim Spaziergang im Park plaudern sie über den Film. Maries Schmerz scheint gelindert zu sein. Doch von einer Sekunde auf die andere wird sie wieder ernst.

Um 23 Uhr setzen sich die beiden auf eine Parkbank. Es ist still. Nur der Wind weht durch die Sträucher. Außer ihnen ist niemand hier. Marie fröstelt und rückt immer näher zu Andreas, als es zu regnen anfängt. „Ich kann den Anblick nicht vergessen. So viel Blut“, sagt Marie unbeeindruckt von den Regentropfen, die ihr übers Gesicht laufen.

Andreas weiß, dass es auch Tränen sind. Ein Donnerrollen lässt Marie zusammensucken. Sofort nimmt er sie in die Arme. Der Regen wird immer heftiger, das Gewitter immer schlimmer. Marie blickt ihm tief in die Augen, und Andreas spürt die Spannung, die ihn überkommt, als Marie ihn berührt. Diesmal sieht es so aus, als fühle Marie dasselbe wie er. Ihre Lippen kommen sich immer näher. Ganz sanft berühren sie sich. Sein Mund auf dem ihren. Wieder ein Donnerrollen, diesmal noch lauter. Marie springt auf, geht weg, ohne sich nach ihm umzudrehen. Kaum hat Andreas diesen wunderbaren Augenblick realisiert, ist er auch schon wieder vorbei. Er bleibt noch eine ganze Weile im Regen sitzen. Kurz nach Mitternacht entschließt er sich nach Hause zu gehen.

Kapitel 4

Frühstücken, duschen, anziehen, fertig machen. Andreas' übliche Routine jeden Morgen. Wer hätte geahnt, dass es bald anders kommen sollte?

In der Uni begrüßt Marie ihn, als wäre nichts zwischen ihnen geschehen. Andreas will es nicht dabei belassen und folgt ihr.

„Wegen Samstag ...“, spricht er sie an.

„Vergessen wir einfach, was passiert ist.“

Andreas bleibt stehen. Wie sollte er das vergessen? Marie geht weiter.

Mitten in Maries Vortrag platzt ein Mann im Anzug in den Hörsaal. „Entschuldigen Sie bitte die Störung. Ich suche eine Frau Zöllner.“

Marie zuckt zusammen. „Das bin ich“, sagt sie.

„Ich bin Kommissar Sampt. Ich hätte ein paar Fragen an Sie wegen Ihrem verstorbenen Freund Michael Haisich. Können wir unter vier Augen reden?“

Marie folgt dem Kommissar hinaus.

„Frau Zöllner, Sie waren bei Herrn Haisich, als er ermordet wurde.“

„Genau, ich war bei ihm.“

„Können Sie mir sagen, was genau passiert ist?“

„Wir wollten uns einen schönen Abend machen. Ich war in der Küche, als der Schuss fiel. Ich rannte ins Wohnzimmer und da lag Michael, voller Blut.“

„Sie haben niemanden in der Wohnung gesehen?“

„Nein, hab ich nicht.“

„Auch nicht gehört?“

Marie schüttelt den Kopf.

„War zu dieser Zeit ein Fenster offen?“

„Ja, warum?“

„Wir haben die Tatwaffe vor Ihrem Fenster gefunden. Können Sie sich denken, wer Ihren Freund ermordet hat?“

„Nein, ich wüsste niemanden.“

„Ist vorher irgendetwas Ungewöhnliches vorgefallen?“

„Nein. Wir haben uns mit einem Freund getroffen.“

„Und wie heißt der?“

„Andreas Kranig.“

„Ihnen ist also nichts aufgefallen?“

„Nein. Na ja, Michael war nach dem Essen sehr nachdenklich. Als wäre etwas mit Andreas gewesen.“

Kapitel 5

Nach der Uni ist Andreas fix und fertig. Daheim legt er sich aufs Sofa und lässt die Berührungen mit Marie in seinem Kopf kreisen. Bis es an der Tür läutet. Andreas schreckt hoch. Besuch erwartet er keinen. Leise geht er zur Tür und schaut durch den Spion. Ein Mann, denn er nie zuvor gesehen hat, steht draußen. Soll er aufmachen oder es lieber bleiben lassen? Könnte nur ein Vertreter sein, der ihn nervt. Und wenn es etwas Ernstes ist. Dann doch lieber aufmachen.

„Guten Tag. Ich hoffe, ich störe nicht? Mein Name ist Sampt. Ich komme von der Kriminalpolizei. Ich bin hier wegen Michael Haisich.“

„Kommen Sie doch rein.“ Andreas bemerkt, dass der Polizist seine Wohnung genau mustert. Ein komisches Gefühl.

„Sie waren also der beste Freund von Herrn Haisich?“

„Stimmt.“

„Und Sie waren an jenem Abend mit ihm und seiner Freundin unterwegs?“

„Genau.“

„Frau Zöllner sagte mir, dass ihr Freund etwas nachdenklich gewirkt hat, nachdem sie beide kurz allein waren.“

„Wir haben über ein heikles Thema gesprochen. Das war alles.“

„Worüber denn?“

„Wieso wollen Sie das so genau wissen?“

„Weil ich die Ermittlungen in diesem Mordfall führe. Also, worum ging es?“

„Wir haben übers Betrügen geredet.“

„Aha. Und wer hat wen betrogen?“

„Ich habe Michael gesehen, wie er ein anderes Mädchen geküsst hat. Ich hab ihn darauf angesprochen und wollte, dass er Marie die Wahrheit sagt.“

„Und weiter?“

„Nichts weiter. Zumindest nichts Wichtiges.“

„Alles ist wichtig. Gab es noch etwas, was Herrn Haisich nachdenklich gestimmt haben könnte?“

„Na ja, als wir so redeten, hat er mir unterstellt, dass ich mich in seine Freundin verliebt hätte.“ Wie peinlich!, denkt Andreas. Was sich der Polizist jetzt denken wird?

„Was haben Sie nach dem Treffen gemacht?“

„Ich war laufen.“

„Gibt es dafür Zeugen?“
„Es war schon ziemlich spät. Nein, ich glaube nicht. Wieso?“
„Herr Kranig, ich muss Sie bitten mitzukommen.“
„Das ist doch nicht ihr Ernst?“
„Sie haben ein Motiv und keine Zeugen. Außerdem wissen Sie, wo Herr Haisich wohnt.“
„Aber ich habe ihn nicht umgebracht!“
„Sie sind vorläufig festgenommen. Kommen Sie bitte mit.“
Andreas hat keine andere Wahl, als mitzukommen. Was werden die anderen über ihn denken, wenn das herauskommt? Was wird Marie dazu sagen? Tausend Fragen schwirren in seinem Kopf herum. Vielleicht findet sich doch noch ein Zeuge für sein Alibi. Oder der Mörder stellt sich- Andreas hat Angst. Einfach nur Angst, was ihn erwartet.

Kapitel 6

„Hier, deine Zelle. Genieß den Aufenthalt bei uns“, grinst ihn der Mann spöttisch an.
So wird man also im Knast empfangen. Andreas findet es ekelig hier. Das Essen, die Leute, alles. Er möchte so schnell es nur geht hier herauskommen. Ob Herr Sampt die Ermittlungen vorantreibt? Wahrscheinlich sitzt er in seinem Stuhl, hat die Füße auf dem Tisch und freut sich, dass er im Gefängnis schmort.
Frühstücken, duschen, anziehen, fertig machen. Nicht mehr für Andreas. Auf dieses Frühstück kann er verzichten. Ein Stück Brot mit Butter und Kaffee. Kaffee mag er nicht, Tee bekommt er keinen. Auch das restliche Essen ist nicht viel besser. Das kann ja heiter werden. Wenn ihn wenigstens jemand besuchen würde!

Die Ermittlungen gehen weiter, da Andreas Kranig seine Aussage, unschuldig zu sein, nicht widerruft. Kommissar Sampt hat jede Menge Papierkram zu erledigen, und soll nebenbei noch den Fall aufklären. Die Leute glauben immer der Job eines Kriminalbeamten wäre einfach.

Irgendetwas stimmt nicht in dem Fall Haisich. Sampt hofft, dass er ihn bald lösen kann. Die nächsten Fälle lassen sich schließlich keine Zeit. Noch einmal geht er die Fakten durch: Das Opfer wurde mit einer Pistole erschossen, das Fenster war offen und

die Tatwaffe lag vor dem Fenster. Nur seine Freundin war beim Opfer. Der beste Freund hätte ein Motiv gehabt: Er liebt Frau Zöllner und war vermutlich eifersüchtig. Zeugen gibt es leider wieder mal keine. Aber irgendetwas muss es doch geben? Sampts Gedanken werden vom Telefonläuten unterbrochen. „Kommissar Sampt, was kann ich für Sie tun?“

Ein Toter wurde im Park der Uni gefunden, erstochen. Schon wieder ein Mordopfer. Ob es derselbe Mörder war wie von Michael Haisich? Dann wäre Herr Kranig unschuldig, es sei denn, er hat Komplizen. Welches Motiv könnte er haben? Und wieso hat er diesmal ein Messer benutzt? Das ergibt alles keinen Sinn.

Nach langem Überlegen taucht ein Kollege auf, der ihm einen kleinen Plastikbeutel zeigt. Darin befindet sich ein Handschuh, der vom Täter stammen könnte. Die Hautschüppchen im Handschuh könnten den Ermittlern vielleicht weiterhelfen.

Kapitel 7

Marie versteht die Welt nicht mehr. Zuerst wird ihr Freund getötet und jetzt noch der ihrer Freundin. Gestern haben sie noch darüber gesprochen, dass er sie betrogen hat. Sie wollte ihm vergeben, ein Ausrutscher kann mal passieren. Sie liebe ihn viel zu sehr.

Maries Verständnis ist nicht groß, wenn es um Untreue geht. Allein die Vorstellung macht sie wahnsinnig. Wieso betrügt man jemanden? Wenn man jemanden nicht liebt oder nur seinen Spaß haben will, braucht man doch keine feste Beziehung einzugehen. Warum muss man anderen so wehtun? Wieso können die Menschen nicht einfach ehrlich sein?

Marie will die Wahrheit wissen. Auch über den Mord an Michael. Sie kann nicht glauben, dass Andreas ihn erschossen hat. Er war sein bester Freund. Und ihrer, wenn nicht mehr. Schon länger hat sie diese Gefühle für Andreas, doch weil sie mit Michael zusammen war, hat sie diese nicht zulassen.

Marie beschließt, Andreas endlich in der Untersuchungshaft zu besuchen.

Kapitel 8

Nach dem zweiten Mord besucht Sampt Andreas zum ersten Mal. Dieser kann es kaum mehr erwarten Neues zu hören.

„Wie geht es Ihnen?“

„Wie soll es mir schon gehen? Beschissen. Ich will hier raus. Also, haben Sie etwas herausgefunden?“

„Eine zweite Leiche wurde gefunden, wieder ein junger Mann. Wir haben DNA sichergestellt, die vermutlich vom Täter stammt. In ein paar Tagen könnten Sie freikommen.“

Andreas kann es nicht fassen. Schon bald könnte er wieder draußen sein. Und Marie wieder sehen. Kein einziger Tag ist vergangen, an dem er nicht an sie gedacht hat. Ob es ihr gut geht? Was sie wohl gerade macht? Ob sie ihn für den Mörder hält?

Hoffentlich meldet sich der Kommissar bald wieder. Lange hält er es nicht mehr aus ohne sie.

Eine Woche später sind die DNA-Ergebnisse endlich da. Herr Sampt berichtet Andreas, dass die Hautschuppen eindeutig von einer Frau stammen. Endlich kommt er wieder raus und kann Marie sehen, kann ihr sagen, dass er unschuldig ist und sie in seine Arme schließen.

„Vielleicht war es ja eine der beiden Freundinnen“, überlegt Sampt laut. „Beide Opfer hatten Affären. Kann doch sein, dass eine sich dafür gerächt hat.“

„Was? Sicherlich nicht Marie. Sie weiß ganz bestimmt nichts über eine Affäre. Sie ist so ein offener Mensch. Glauben sie mir! Ich kenne sie. Sie hat mit Michael über alles geredet und hätte ihn sicher auch darauf angesprochen“, sagt Andreas.

Kapitel 9

Andreas schließt Marie in seine Arme. Gleich darauf erzählt er ihr, wie es im Gefängnis war. Marie strahlt übers ganze Gesicht. Plötzlich merkt sie wieder, wie sehr Andreas ihr am Herzen liegt. Wie gut, dass sie ihn zu sich nach Hause eingeladen hat. Sie zieht Andreas heran, um ihn zu küssen. Er erwidert ihren Kuss. Eine himmlische Liebesnacht nimmt ihren Lauf.

Am nächsten Morgen bleibt Andreas liegen und beobachtet Marie neben sich. Wie süß sie schläft! Doch so lieb sie auch aussieht, er muss ihr noch eine entscheidende Frage stellen. Andreas will Gewissheit haben. „Guten Morgen, mein Schatz“, begrüßt er sie, als sie die Augen öffnet.

„Morgen.“

Das Frühstück wartet Andreas noch ab, dann erst fragt er sie, was er wissen möchte. Doch kommt ihm Marie zuvor. „Du schaust so bedrückt, alles okay?“

„Ich hab eine Frage an dich.“

Verblüfft schaut Marie ihn an, er hat so einen strengen Ton.

„Hast du diese zwei Morde begangen?“

Marie schaut ihn entsetzt an. Wie kann er nach dieser Nacht so etwas über sie denken? „Nein, wie kommst du nur auf diese absurde Idee?“

„Herr Sampt ist auf die absurde Idee gekommen, dass vielleicht eine der Freundinnen die beiden ermordet hat. Dass du es nicht sein kannst, habe ich ihm gleich gesagt, aber ich wollte es aus deinem Mund hören. Du weißt, du kannst mit mir immer reden. Ich liebe dich.“

„Ich war es nicht.“ Marie sieht ihm in die Augen. „Ich liebe dich auch.“

Kapitel 10

Das Telefon läutet. „Sampt am Apparat. Was kann ich für Sie tun? Was Sie nicht sagen. Vielen Dank für diese Information. Nun habe ich meinen Beweis, fehlen mir nur noch die Fingerabdrücke, die auf der Leiche gefunden wurden. Ich werde den zwei Damen einen Besuch abstatten.“ Herr Sampt macht sich auf den Weg. Marie ist als Zweite an der Reihe. „Guten Tag Frau Zöllner. Sie haben Besuch?“

„Äh ...ja, aber das ist kein Problem. Kommen Sie doch rein.“

„Ich will Sie gar nicht lange stören. Ich brauche nur Ihre Fingerabdrücke.“

„Warum?“

„Vielleicht hat es Ihnen Herr Kranig schon erzählt, dass die Morde eine Frau begangen hat.“

Der Kommissar starrt Marie in die Augen. Nach einiger Zeit kann sie dem Blick nicht mehr standhalten. „Bitte, nehmen Sie meine Fingerabdrücke. Ich habe nichts zu verbergen.“

Am nächsten Tag ist Marie verschwunden. Einfach so, spurlos. Keine Nachricht, kein nichts. Zuerst denkt Andreas, dass sie einkaufen gegangen ist, aber nachdem sie schon mehr als drei Stunden unterwegs ist, hält er das nicht mehr für wahrscheinlich. Er fragt sich, warum sie gegangen ist, ohne sich zu verabschieden.

Als sein Telefon klingelt, hofft Andreas, dass es endlich Marie ist, aber leider ist es Herr Sampt. „Ich belästige sie nur ungern, aber ich kann Frau Zöllner nicht erreichen und habe mich gefragt, ob sie bei Ihnen ist.“

„Nein, tut mir leid. Sie ist auf einmal weg gewesen und meldet sich nicht. Ist etwas Schlimmes passiert?“

„Die Ergebnisse sind da und ich dachte mir, dass ich ihrer Freundin sage, wer die Mörderin ist. Das interessiert sie sicher sehr.“

„Ja, glaub ich auch, aber wer ist denn jetzt die Täterin?“

„Entschuldigung, ich muss jetzt weiter.“ Der Kommissar legt auf ohne zu antworten. Keine Minute später kommt Maire durch die Tür spaziert.

„Wo warst du denn?“

„Einkaufen. Warum?“

„Herr Sampt weiß jetzt, wer die Mörderin ist, hat es mir aber nicht gesagt. Er will, dass du es zuerst erfährst.“

Marie wird blass im Gesicht, ihr Blick ist leer. Weil ihr klar wird, dass ihre Freundin es war? Oder weil sie selbst überführt ist?

Andreas schaut Marie erwartungsvoll an, als es an der Tür läutet. Herr Sampt nähert sich Marie, sieht ihr direkt in die Augen. „Hiermit nehme ich sie fest wegen Mordes an zwei Männern! Verraten Sie mir nur eines Frau Zöllner“, fragt der Kommissar nach, „wie haben Sie Ihren Freund ermordet?“

Ohne zu antworten zieht Marie eine Pistole aus der Tasche und richtet sie auf den Kommissar. „Bleiben Sie mir fern! Und du, Andreas, ebenfalls. Aber um auf Ihre Frage zurück zu kommen: Ich ging in die Küche, schoss und als ich ins Zimmer rannte, schmiss ich die Waffe aus dem Fenster. Fingerabdrücke gab es keine, weil ich Handschuhe trug.“

„Wieso hast du das getan, Marie?“, fragt Andreas entsetzt.

„Michael hat es doch nicht anders verdient. Er hat mich von hinten bis vorn betrogen. Nicht nur einmal. Oh nein, schon mehrmals. Beim ersten Mal hab ich ihn darauf angesprochen, und er meinte, dass das nie wieder vorkommen wird. Es sei doch

nur ein Kuss gewesen. Beim zweiten Mal sah mir das nach mehr aus, was die in der Kabine trieben. Dass er wieder eine andere küsste, hast du ja selbst gesehen. Ich hab dich beobachtet, wie du auf der anderen Seite gestanden bist. Du warst nicht gerade begeistert. Der andere hat meine Freundin betrogen, er war auch nichts wert. Wieso hast du mir eigentlich nicht gesagt, dass du Michael beim Küssen erwischt hast?“, fragte sie.

„Ich habe Michael darauf angesprochen, als du am Klo warst. Und er hat bemerkt, wie sehr ich zu diesem Zeitpunkt schon in dich verliebt war. Ich wollte verhindern, dass du verletzt wirst. Dass er dich schon öfters betrogen hatte, hat er mir nicht erzählt. Bitte Marie, lass die Waffe fallen!“

„Es war ein Fehler, Michi so oft zu verzeihen, obwohl ich längst in dich verliebt war. Doch war es kein Fehler mich an ihm zu rächen. Aber deswegen werde ich sicher nicht in den Knast gehen.“

Andreas findet es wunderschön, dass Marie seine Gefühle erwidert, aber dass sie Michael umgebracht hat, ist unverzeihlich. Und dass sie auch noch eine Waffe auf Herrn Sampt richtet. „Marie, ich kann verstehen, dass du ihn dafür gehasst hast, und es war nicht korrekt, was er dir angetan hat, aber wir können nichts dafür – schon gar nicht Herr Sampt. Er macht nur seinen Job. Ich verspreche dir auch, dass ich dich nie betrügen werde. Ich könnte das gar nicht. Ich liebe dich doch. Aber bitte lass die Waffe los, bevor noch etwas Schlimmeres passiert“, redet Andy auf sie ein.

Seine Worte lenken Marie ab, und der Kommissar will die Chance, ihr die Waffe abzunehmen, nutzen. Aber Marie hat gute Reflexe, bemerkt sein Vorhaben und schießt. Herrn Sampt erwischt sie am Arm und trifft auch noch Andreas. Zum Glück nur ein Streifschuss. Marie lässt die Waffe fallen und sinkt zu Boden. Tränen rinnen ihr übers Gesicht. „Es tut mir leid. So unendlich leid“, wimmert sie.

Kommissar Sampt ruft Hilfe herbei und Marie wird abgeführt.

Andreas kann es nicht glauben. Was Marie gerade getan hat, hätte er ihr nie zugetraut. Wie konnte dieses bezaubernde Mädchen plötzlich zu einer rachsüchtigen Furie werden? Trotzdem liebt er sie und wird sie immer lieben. Fürs Erste wird er sie aber nicht besuchen. Andreas wartet ab, was sich ergibt.

Eines wird er aber immer in Erinnerung behalten: den ersten Tag, als er Marie erblickte und sie ihm durch ihre blauen Augen, ihr strahlendes Lächeln und ihre Art verzauberte.



Elf Schülerinnen der HLW des Schulvereins der Grazer Schulschwestern/Eggenberg haben ihrer Fantasie freien Lauf gelassen und beweisen mit ihren spannenden Kurzkrimis, dass man sie besser nicht unterschätzen sollte ...

Mit Kurzkrimis folgender Schülerinnen der Privaten Höheren Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe – 2. Jahrgang 2010/11:

Anja Lackner – Die Rache des Vaters

Magdalena Krainz – Diese Schuhe

Juliana Reinisch – Tod am See

Daniela Grünwald – Lang ist die Nacht

Jasmin Kager – Klaras letzte, verhängnisvolle Heimfahrt

Nina Plasch-Lies – Die Reue

Viktoria Pirstinger – Letzter Ausweg

Kerstin Wieser – Schuldgefühle

Marlies Stubenrauch – Geschwisterliebe

Priscilla Tautscher – Emilia vermisst

Jacki Wolf – L'amour est la poésie des sens

Ein Projekt im Rahmen der Leseoffensive Steiermark

